47
3. Novemberheft 1963

zb
ZEIT IM BILD

SCHARFSCHÜTZIN DER TELE-JAGD

zb telegramme

Die Drachen aus Saigon

Südvietnams Bestie in Brokat und Diamanten unternahm kürzlich eine Reise in die USA. Sie benutzte ihren Aufenthalt in Washington, alle Höflichkeitsfloskeln beiseite lassend, um die Amerikaner zu belehren, wie man die Befreiungsbewegung bekämpfen müsse. Sie empfahl Washington sogar, sich an ihren, Madam Nhus, Verwandten ein Beispiel zu nehmen. Westlichen Pressemeldungen zufolge dankten es ihr die Amerikaner auf ihre Weise. Sie beeilten sich, zu versichern, das neue Regime des Generals Duong van Minh anzuerkennen. Madam Nhus Verwandten selbst war kein langes Leben mehr beschieden. Ihr Mann, der Geheimdienstchef, und der Diktator Diem wurden nach dem Militärputsch getötet. Der Chef des sogenannten „Komitees der Generale", Duong van Minh (rechts), erklärte, daß das Komitee noch schärfer gegen die Befreiungsbewegung vorgehen werde.

Dem Löwen in der Höhle getrotzt

Gegen Österreichs Fußballnationalmannschaft gewannen die Ungarn sicherer, als es das Ergebnis von 2:1 aussagte. Links: Bene bejubelt Sandors erzieltes zweites Tor für Ungarn. – Nach diesem Spiel machten sich Ungarns Fußballfans berechtigte Hoffnungen, daß auch die deutsche Nationalmannschaft im Rückspiel um den Europapokal der Ländermannschaften in Budapest klar verlieren würde, und tippten ... (siehe Foto Mitte). Das 3:3 hatte jedoch keiner von ihnen erwartet, weil noch nie eine deutsche Nationalmannschaft in Budapest so aufzutrumpfen und den Löwen in der Höhle an den Rand einer bitteren Niederlage zu bringen vermochte. Foto rechts zeigt das zweite Tor der Ungarn, von Sandor mit Hechtsprung aus abseitsverdächtiger Stellung erzielt (am Boden liegend). Torhüter Heinsch hatte keine Abwehrchance. Mit diesem wertvollen Unentschieden bewies die deutsche Nationalmannschaft erneut, daß sie auch den routiniertesten Gegner auf fremdem Platz bezwingen kann. Wann werden wir das nächste Spiel unserer Nationalmannschaft sehen?

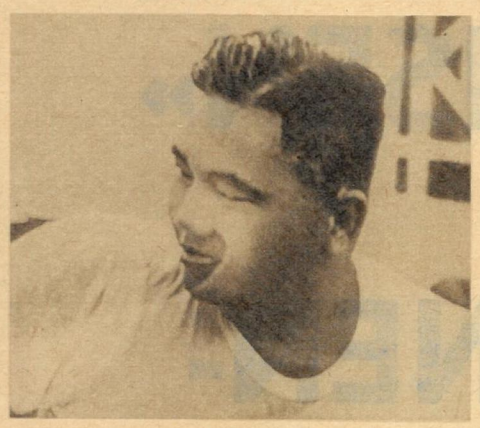
Premieren in Leipzig und Dresden

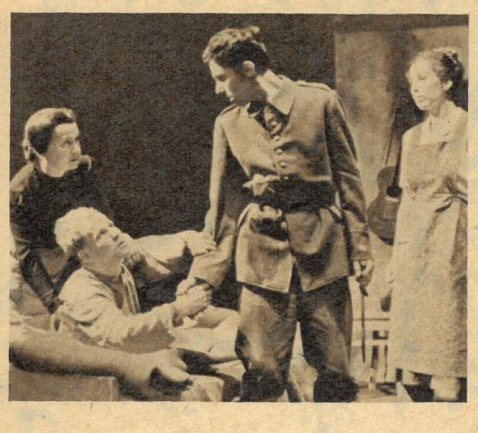
Die Geschichte von Romeo und Julia ist zwar älter als die Shakespearesche Tragödie, aber erst durch ihn erreicht diese Legende den Ruhm der Unsterblichkeit. Seit 1594 – also seit 370 Jahren – ist dieses Werk von den Bühnen der Welt nicht mehr wegzudenken. Das Drama von Shakespeare fand zahlreiche künstlerische Analogien und ist auch in die Musikgeschichte eingegangen. In Leipzig hatte am 10. November das gleichnamige Ballett von Sergej Prokofjew Premiere. In der Choreographie von Emmy Köhler-Richter tanzen Gisela Wehle und Norbert Thiel die Titelpartien. ● Kaum bekannt und offenbar nie gespielt war bisher Friedrich Wolfs 1936 geschriebenes Schauspiel „Peter kehrt heim", das er selbst das „Stück von der deutschen Okkupation der Ukraine 1918" nannte. Die Landesbühnen Sachsen haben uns jetzt mit dem von einer klaren parteilichen Stellungnahme erfüllten Stück – entstanden als Warnung vor neuerlichen Eroberungsgelüsten deutscher Imperialisten – bekannt gemacht (Regie Wolfgang Heiderich, Titelrolle Wolfgang Gorks).

Studium bei Freunden aufgenommen

Anfang Oktober wurde das neue Studienjahr am Deutschen Institut beim Generalkonsulat der Deutschen Demokratischen Republik in Indonesiens Hauptstadt Djakarta feierlich eröffnet. Vor drei Jahren begann das Institut seine Tätigkeit mit sechs Studenten. Heute sind es bereits 250. Zwei deutsche Hochschullehrer und zwei indonesische Deutschlehrer gaben in dieser Zeit Unterricht in deutscher Sprache und vermittelten einen Einblick in die deutsche Kulturgeschichte. Viele der Deutsch lernenden jungen Indonesier trafen sich am Herder-Institut in Leipzig wieder. Sie setzten hier ihr Sprachstudium fort und bereiteten sich auf das Studium an einer Hochschule der DDR vor. ● Aus der Republik Nigeria kamen die Geschwister Martin und Meroy Imoudu. In der Zentralschule für ausländische Bürger in Radebeul bei Dresden erwerben sie sich zur Zeit Grundkenntnisse der deutschen Sprache. Sie wollen später bei uns in der DDR studieren.

Fotos: Zentralbild/TASS (3), MTI (3), Publifoto, Ringier, AP, Pett (2), Sturm, Steffen





Der Geßler von Brüssel

Die unbewältigte Vergangenheit des Mannes, von dem hier berichtet wird, liegt weit zurück. Hinter den deutschen Armeen, die ab 10. Mai 1940 Holland, Belgien, Luxemburg und Nordfrankreich überfluteten, fuhr er in das eroberte Brüssel ein, ein moderner Geßler, ein brutaler Landvogt, ein fanatischer Faschist, gewillt und entschlossen, das Seine zu tun, um den Freiheitswillen des belgischen Volkes zu brechen und dieses Volk versklaven zu helfen.

Zwischen den Betonklötzen und den Wällen der Festungen und Forts, in denen belgische und französische Soldaten in den Maitagen vor dreiundzwanzig Jahren mit erhobenen Armen den Weg in die Kriegsgefangenschaft antraten, endeten seine Opfer am Pfahl unter den Schüssen faschistischer Exekutionskommandos. Auf den Sandhaufen der Hinrichtungsstätten wurde im Morgengrauen auf Grund seiner Bluturteile liquidiert, wer verdächtig schien, den Willen zu nationaler Selbstbehauptung nicht aufgegeben zu haben, wer mit den deutschen Besatzern nicht kollaborierte.

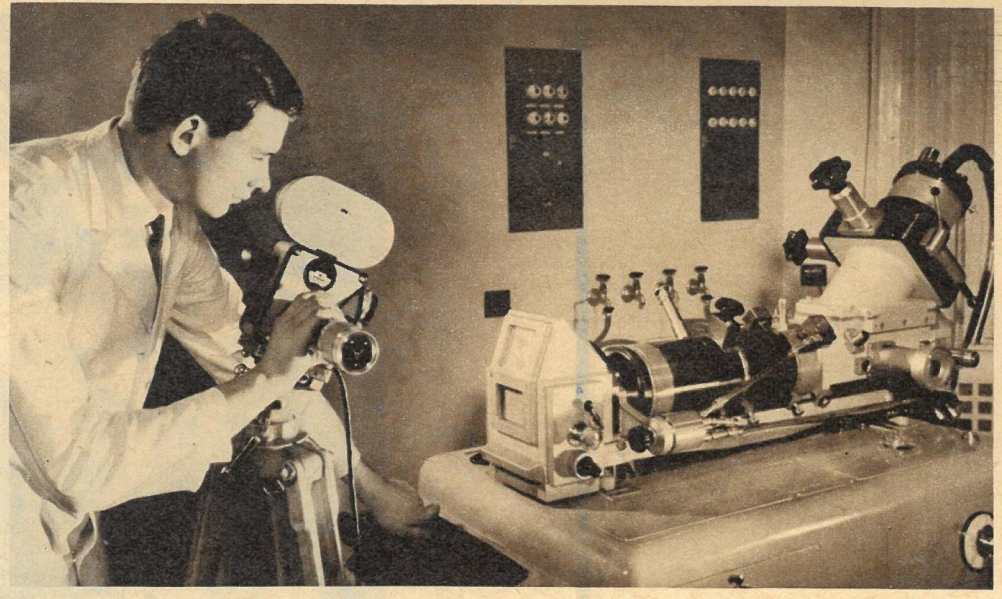
Als nach vier qualvollen und schändlichen Besatzungsjahren der faschistische Spuk von der Erde zwischen Kanalküste und Rhein hinweggefegt wurde, setzte er sich rechtzeitig ab. Er verschwand aus Brüssel, verstand es, das Kriegsende zu überleben, und entging dem Gericht der Völker. Er tauchte unter. Als aber das Adenauerregime „bewährte" Richter und Staatsanwälte brauchte, kam seine Stunde. Er wurde, wie Tausende anderer Blutrichter, in den Staatsdienst genommen. Er blieb kein kleiner Mann in der Justiz. Der blutbefleckte Kriegsgerichtsrat avancierte zum Ermittlungsrichter am Bundesgerichtshof. Auch dort ein moderner Geßler, ein brutaler Landvogt, der seine erste Aufgabe darin sieht, alles ersticken zu helfen, was aus nationaler Verantwortung einer wahrhaft demokratischen Entwicklung in der Bundesrepublik zu dienen und voranzuhelfen gewillt ist.

Der Mann, von dem hier berichtet wurde, heißt Engelbrechten. Sein jüngstes Opfer ist der DDR-Verlagsleiter Günter Hofé, der vor Wochen auf der Reise zur Frankfurter Buchmesse wider Recht und Gesetz verhaftet wurde und auf Anordnung Engelbrechtens in Haft gehalten wird. Inzwischen mehren sich die Stimmen in aller Welt, die nicht nur die Freilassung Günter Hofés fordern, sondern auch ihrer Meinung Ausdruck geben: Es ist an der Zeit, den Blutrichter Engelbrechten, dieses Stück unbewältigter deutscher Vergangenheit, den Weg zu schicken, den vor ihm ein gewisser Fränkel unrühmlichen Angedenkens gehen mußte.

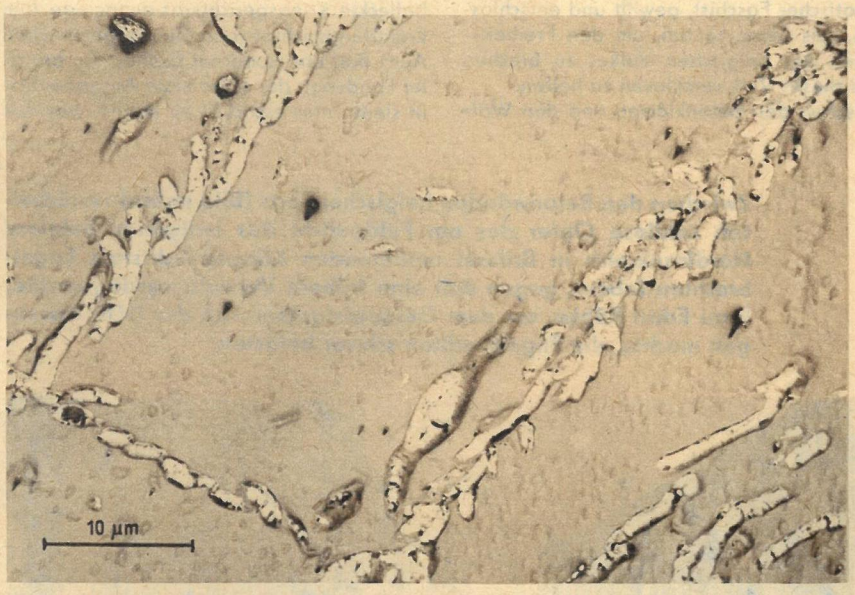
Willy Forner

Zwischen den Betonwänden belgischer Forts (Bild unten) verröchelten zahllose Opfer des am Feldgericht des Luftgaues Belgien/Nordfrankreich in Brüssel amtierenden Kriegsgerichtsrats Engelbrechten (oben), gegen den eine frühere Verwaltungsangestellte, Frau Edith Röpke, vor dem Generalstaatsanwalt der DDR Aussagen machte, die Engelbrechten schwer belasten.

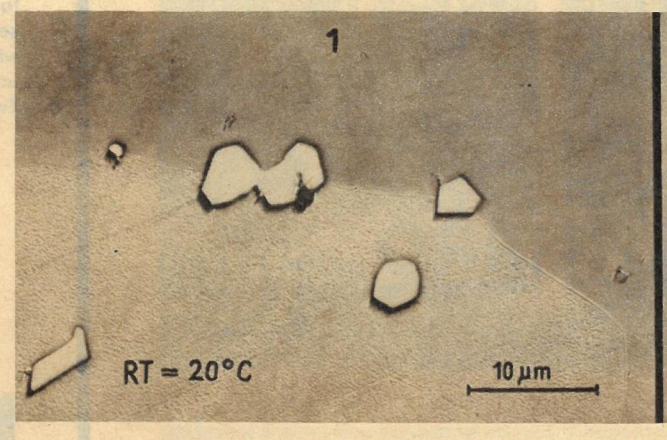
Fotos: Zentralbild, Archiv

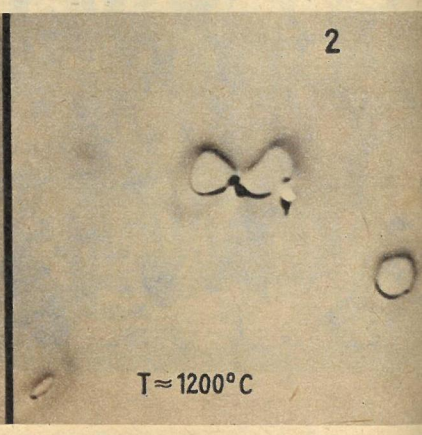


«HEISSE EISEN» IM ELEKTRONEN-MIKROSKOP



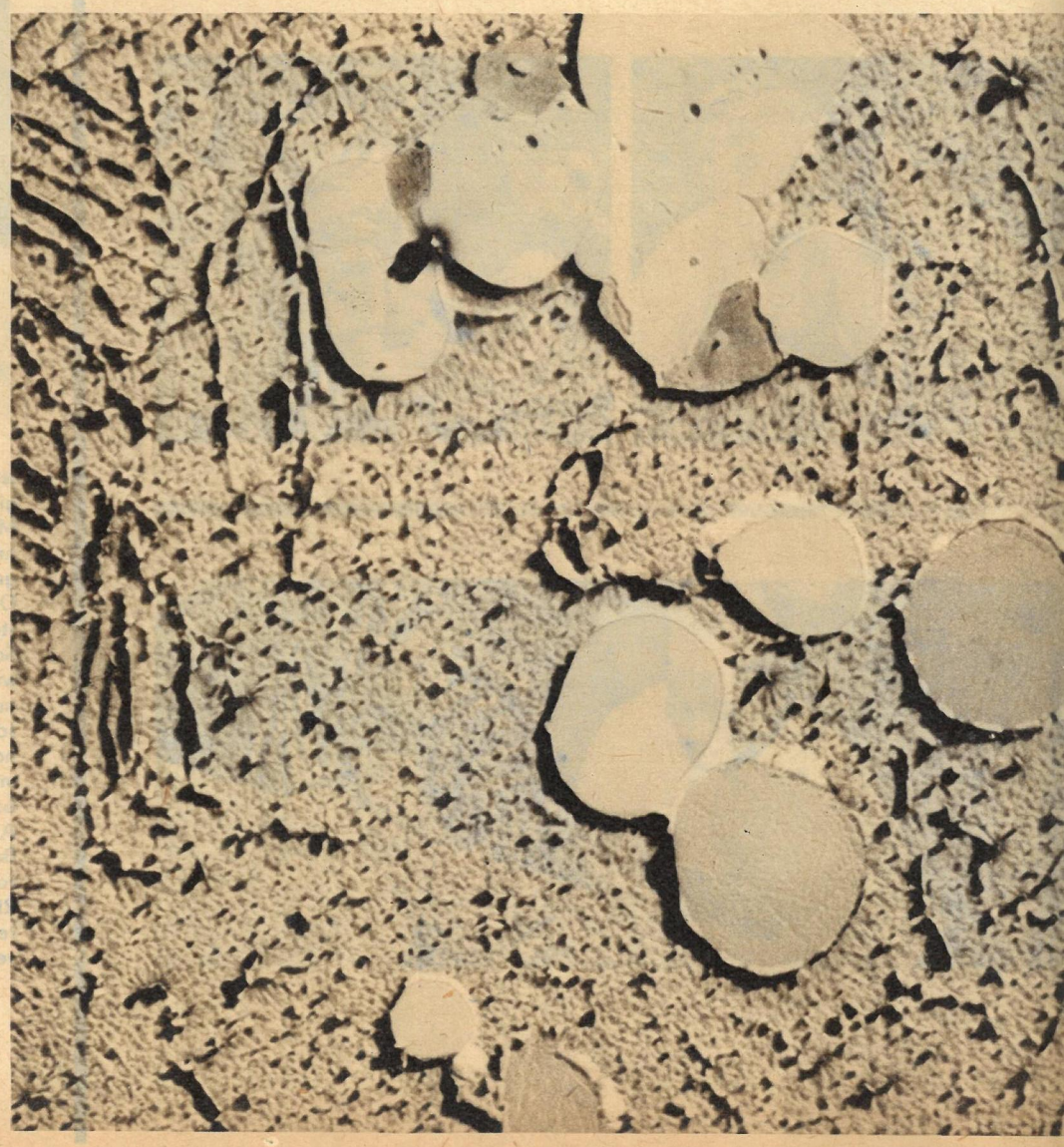
Oberflächenaufnahme von Germanium. Das Bild beweist, daß diese Untersuchungsmethode auch für den wirtschaftlich so wichtigen Bereich der Halbleiterforschung anwendbar ist.





Ein junger Mann betritt das Laboratorium. Der Raum ist dunkel, Sicherungsautomaten an der Wand, Wasseranschlüsse, eine Filmkamera auf dem Stativ, und in der Mitte ein mattgrün glänzendes, geheimnisvolles Gerät. Der Wissenschaftler bewegt am Schaltpult Hebel und Knöpfe, die Deckenbeleuchtung verlischt. Auf dem Leuchtschirm des Gerätes erscheint ein merkwürdig strukturiertes Bild. Im Zimmer liegt ein feiner Brummton. Doch welche Ereignisse gingen dem beschriebenen voraus? Aufbauend auf Traditionen, die im Forschungsinstitut Manfred von Ardenne bei der Entwicklung von Elektronenmikroskopen auf das Jahr 1937 zurückgehen, und unter Ausnutzung der Ergebnisse theoretischer Arbeiten von Professor Recknagel beziehungsweise praktischer Arbeiten von Professor Möllenstedt, ist von Professor Dr. h. c. M. von Ardenne und Dipl.-Phys. Heisig ein magnetisches Elektronen-Emissionsmikroskop (Emission = aussenden) entwickelt worden, mit dessen Hilfe Festkörperoberflächen mit bis zu 8000-facher förderlicher Vergrößerung direkt abgebildet werden können. Mit diesem Forschungsgerät ist es möglich, Strukturen herab bis zu $^{1}/_{40000}$ Millimeter sichtbar zu machen. Dieser Wert für die

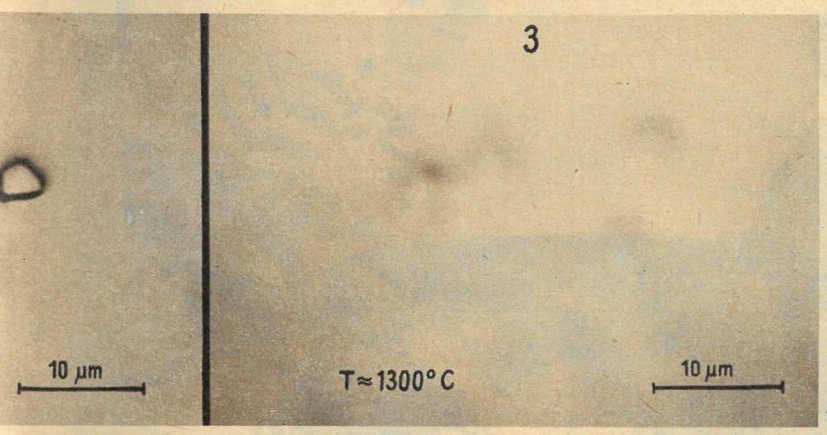
Fotos: Forschungsinstitut M. von Ardenne
Text: W. Winkler

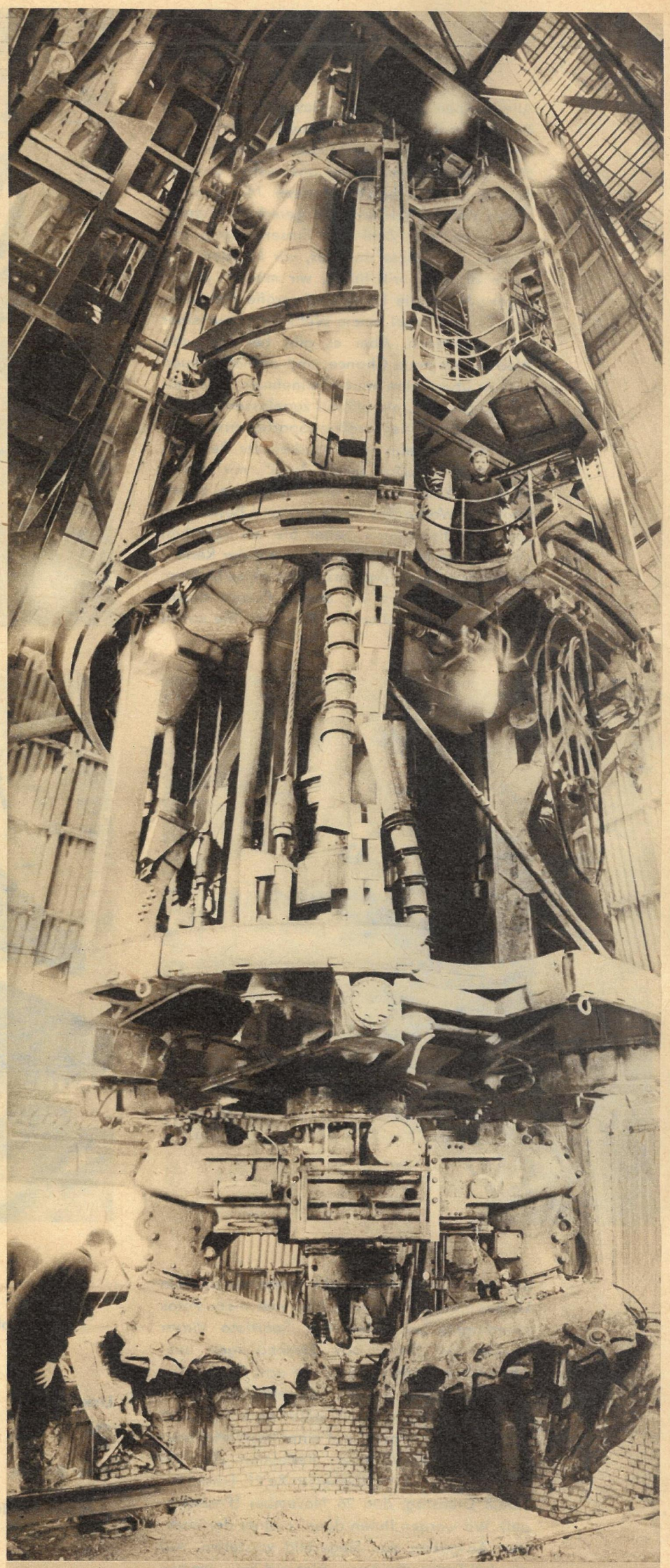


Hochvergrößerte, unmittelbare Oberflächenaufnahme einer Uran-Zirkon-Legierung.

Auflösung (δ = 25 nm) stellt die Grenze dar, die zur Zeit überhaupt mit Emissionsmikroskopen ionenausgelöster Sekundäremission erreicht wurde. (Ion = elektrisch geladenes, leitfähiges Masseteilchen.) Die 8000fache Vergrößerung des Gerätes übertrifft die Vergrößerungsfähigkeit eines vergleichbaren Auflichtmikroskopes um etwa das Zehnfache. Während bei der Abbildung von Metalloberflächen im Lichtmikroskop der abzubildende Objektbereich mit Lichtstrahlung beleuchtet wird, wird bei diesem Instrument der abzubildende Bereich mit Ionenstrahlung aus einer hochgezüchteten Ionenquelle beleuchtet. Die beim Aufprall der Ionen ausgelösten sogenannten Sekundärelektronen dienen dann zur Abbildung. Mit dem Gerät können bei gutem Kontrast interessante Mikrostrukturen zum Beispiel von Metallen, Halbleitern und Erzen beobachtet werden. Außerdem ist es möglich, mit der sogenannten hohen Vergrößerung Veränderungen der Mikrostrukturen in Abhängigkeit von der Temperatur sichtbar zu machen. Das heißt also, daß das Objekt während seiner Beobachtung erhitzt werden kann. Die dabei ausgelösten Veränderungen in der Struktur des heißen Metalles (Eisen usw.) können bis dicht unter den Schmelzpunkt nicht nur in Reihenbildern, sondern sogar kinematographisch festgehalten werden. Auf diese Weise können erstmalig visuelle Einblicke in Mikrovorgänge erhalten werden, die die Festigkeitseigenschaften der Metalle bestimmen. Das neue Mikroskop erschließt Metallurgen, Wissenschaftlern auf dem Gebiet der Halbleiterentwicklung und Mineralogen daher wichtige Forschungsmöglichkeiten. Eine Anzahl von Betrieben und Institutionen der DDR nutzen bereits die Anwendungsmöglichkeiten dieses Gerätes im Forschungsinstitut Manfred von Ardenne, denn die Anlage und die dazugehörigen Laboratorien stehen allen Interessenten unseres Staates zur Verfügung.

Bildserie eines Chromstahles, in der mit wachsender Temperatur die Auflösung von Karbiden direkt sichtbar gemacht ist. (RT = Raumtemperatur, T = Temperatur des heißen Eisens, 1 μm = $^1/_{1000}$ mm.)





100 METER MONATLICH

Immer größere Aggregate und ständig höhere Leistungen zeichnen den sowjetischen Maschinenbau aus, der mit dieser Schachtröhrenvortriebsmaschine eine neue Spitzenleistung vollbrachte. Seit einigen Monaten in der im Ausbau befindlichen Schachtanlage 35 im Kohlenbecken von Karaganda eingesetzt, hat sie bereits 500 Meter Tiefe erreicht. Von nur wenigen Arbeitern bedient, erreicht dieser Gigant, dessen Höhe der eines fünfstöckigen Hauses gleicht, eine monatliche Leistung von 100 Metern fertiger Schachtröhre. Durchstoß und Befestigung des Schachtes durch Ausbetonieren werden von dieser Maschine in einem Arbeitsgang gleichzeitig ausgeführt, so daß die vom Bohrer erreichte Tiefe gleichzeitig fertiggestellter Schacht ist.

Foto Zentralbild

Alle können mitmachen! Das ist seit Anfang September das Motto im Rennen um das Sportfoto der Woche in unserer Illustrierten. Reichlich 500 Einsendungen haben uns bisher erreicht, für die wir sehr herzlich danken. Mit einer so hohen Zahl hatten wir nicht gerechnet. Eigentlich – an der Zahl der Einsendungen gemessen – genügte uns das, wir könnten fünf Jahre diese Rubrik füllen, wir müssen jedoch sagen: Nicht alle Fotos sind veröffentlichungsreif! Es ist wie bei einem Wettkampf; nur einer kann gewinnen. Aber es gibt bei uns jede Woche eine neue Chance, und deshalb freuen wir uns über jeden neuen Teilnehmer. Jeder hat die Möglichkeit, als offiziell zugelassener Fotoreporter bei einer großen Sportveranstaltung dabeizusein, denn die Besucher der Fernsehveranstaltung „Das große Spiel", mit Heinz-Florian Oertel, wählen unter mehreren Sportfotos der Woche das beste aus und bestimmen somit den Reporter. – Sehen Sie, wir schreiben zwar: Einspruch gegen die Auswahl der Redaktion nicht möglich, und das wird auch so bleiben, aber heute wollen wir dieses Prinzip durchbrechen. Heute sollen Sie Jury sein, Sie sollen die Arbeit übernehmen, die sonst bei uns ein kleines Kollektiv ausführt (mit weit mehr Fotos allerdings). Sie sollen das Sportfoto dieser Woche aus diesen acht Einsendungen auswählen. Honoriert werden alle acht Fotos, aber nur eins kommt in die Fernsehrunde weiter. Senden Sie uns deshalb unter dem Kennwort „Sportfoto der Woche" auf einer Postkarte Ihren Sieger. Unsere Adresse: Redaktion „Zeit im Bild", Dresden A 19, Spenerstraße 21. Einsendeschluß Dienstag, den 26. November (Poststempel). Wir werden Ihnen dann in einer der nächsten Ausgaben das Siegerbild vorstellen. Auf die drei Ersten der Jury – also auf Sie – warten wertvolle Buchpreise. – Und vielleicht schauen Sie auch einmal in Ihrer privaten Fotothek nach, möglicherweise findet sich dort auch ein Kandidat für unseren Wettbewerb. Wie üblich: 18 × 24 cm, weiß Hochglanz, auf der Rückseite Ihren Namen, Adresse und Kontonummer sowie einen Bildtitel. Wir wünschen wiederum viel Erfolg!

1

H.-J. Glawe, Stralsund: „Spielt Rugby!"

Oben:

3

Wolfgang Schmidt, Hartha: „Kavaliere"

Links außen:

2

Peter Bartels, Rostock: „Feuchte Landung"

4

Karl Lucht, Potsdam: „Nummer 13 hat Pech"

6

Peter Siering, Marxwalde: „Hau ruck!"

Rechts außen:

7

Peter Mülow, Ludwigsfelde: „Sie kommen!"

5

Paul Nasdala, Dresden: „Letzter Schliff"

SPORTFOTO DER WOCHE

8

Guntard Linde, Leipzig: „Kanuregatta"

BÄREN

Als ich vor einigen Jahren mit Professor Hediger durch den Zoologischen Garten von Zürich ging, dem er als Direktor vorsteht, zeigte er mir im Gehege der Braunbären einen großen dunklen Fleck an der Mauer und erklärte dazu, daß sich an dieser Stelle Meister Petz immer wieder aufrichte, um seinen Rücken zu reiben. Genau so würde er sein Territorium, seinen Wohnbereich, auch in freier Wildbahn markieren. Hediger hat sich als Tierpsychologe und Tiergärtner besonders mit den Fragen der Beziehungen zwischen dem Wildtier und seinem Wohnbereich beschäftigt. Nun ist jedoch diese Deutung der Scheuerstellen – so wollen wir sie vorerst einmal nennen – der Bären nicht unwidersprochen geblieben. So wird sie von Richard Jacobi bestritten, der Untersuchungen in den Bärengebieten Siebenbürgens anstellte und zu der Schlußfolgerung kam: „Bei solchen Prozeduren bleibt es natürlich nicht aus, daß Haare an der Borke, in Ritzen oder an Spänen haftenbleiben. Daß der Bär aber damit ‚sein Heim bezeichnet', also die Grenze seines Reviers absteckt, dürfte doch etwas zu weit gehen. Das bewohnte Revier wird von keinem Tier gekennzeichnet, also auch vom Bären nicht." Die letzte Äußerung beweist jedoch nur, daß es Jacobi an grundsätzlichen tierpsychologischen Kenntnissen mangelt, da er sonst wüßte, daß sehr viele Tiere ihr Territorium gegenüber Artgenossen markieren. Sie benutzen dazu Duftstoffe, auch Lautäußerungen und optisch deutlich wahrnehmbare Signale. Interessant ist aber, daß auch ein so guter Bärenkenner wie Dr. Peter Krott, der in den Alpen selbst Jungbären aufzog und sie in ihrer natürlichen Umwelt beobachtet, zu folgender Feststellung kommt: „Kein hiesiger Bär besitzt ein Territorium für sich allein. Sie wandern ihre bestimmten Wechsel von Äsungsplatz zu Äsungsplatz, von Ameisenhaufen zu Ameisenhaufen, von Schafherde zu Schafherde, unbekümmert darum, ob dies auch andere Artgenossen tun. Bären kennzeichnen niemals irgendwelche Stellen im Gelände mit Exkrementen, Harn oder anderen Körperausscheidungen. Bären reiben sich zwar an Bäumen, wenn sie das Fell juckt oder wenn sie nicht wissen, was sie tun sollen, aber nicht an bestimmten Bäumen, die so der Reviermarkierung dienen könnten. Nur eine Bärin mit Kindern unter einem Jahr duldet keine anderen Bären in ihrem näheren Umkreis." Krott hat einmal an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß nur Beobachtungen in freier Wildbahn zu richtigen Schlußfolgerungen über das

Professor Dr. Wolfgang Ullrich

Meine Freunde: Wilde Tiere

Sie sehen aus wie junge Hunde, die Tierchen auf dem Foto rechts, aber es sind Bären, zwei Tage alt. Wenn sie von der Mutter aufgezogen werden, kann man nach einiger Zeit den kleinen Kopf zwischen den mütterlichen Pranken auftauchen sehen (Foto links). Die Bärin hat für sich und ihren Sprößling ein weiches Lager zusammengetragen. Der putzige Geselle oben kommt aus dem hohen Norden Amerikas, ein Waschbär.

SIND KEIN SPIELZEUG

Verhalten der Tiere führen können. Nun sind aber die Bären in freier Wildbahn sehr selten geworden. Er schätzt den Bestand in den Alpen auf höchstens noch zehn Bären. Damit ist der natürliche Zustand der freien Wildbahn erheblich gestört. Wenn keine Nachbarn vorhanden sind, so kann auch kein Bedürfnis bestehen, den Wohnbereich zu kennzeichnen, weil ein derartiges Markierungsverhalten sehr häufig erst durch die Wahrnehmung des Reviernachbars ausgelöst wird.

Das Wissen über die Wohnbereiche der Tiere in freier Wildbahn und ihr Verhalten darin ist von sehr großer Bedeutung für den Tiergärtner. Wildtiere, die ihre Wohnbereiche abgrenzen und vielleicht sogar bis auf die Brunstzeit allein leben, kann man nicht ohne weiteres mit Artgenossen in ein Gehege zusammensetzen. Als wir einmal gezwungen waren, zwei Braunbärenweibchen in den großen Außenkäfig, der von einem Braunbärenpaar bewohnt wurde, zu setzen, gab es eine heftige, aber unblutige Auseinandersetzung, die schließlich damit endete, daß die beiden Neuankömmlinge von dem Bärenmann, der ältere Wohnrechte hatte, auf einen Felsbogen vertrieben wurden, der zur Ausstattung des Käfigs gehörte. Erst nach Wochen durften sie diesen Platz verlassen und sich respektvoll den anderen Bären nähern. Wenn aber etwas Außergewöhnliches geschah, dann flüchteten die beiden Neuen sofort wieder auf ihren Felsbogen.

Die meisten Braunbärenkinder erblicken im Monat Januar das Licht der Welt. Es wurden aber auch Geburten im Dezember und im Februar beobachtet. Hochzeit feiern die Braunbären, wie in zoologischen Gärten festgestellt werden konnte, in der Zeit von März bis Juli. Somit ergibt sich eine Tragzeit von 180 bis 300 Tagen. Diese überraschend unterschiedliche Dauer bezieht sich nicht etwa nur auf Bärenmütter, die aus verschiedenen Gebieten stammen, wie man annehmen könnte – das Verbreitungsgebiet dieses größten europäischen Raubtieres erstreckt sich von Spanien bis Kamtschatka, von Lappland bis zum Libanon und zum Himalaja –, sondern eine Bärin kann in einem Jahr Junge nach einer Tragzeit von 250 Tagen und im nächsten Jahr ebenso vollentwickelte Junge nach einer Tragzeit von nur 190 Tagen zur Welt bringen. Es ist anzunehmen, daß der sich entwickelnde Keimling im Mutterleib, wenn die Paarung verhältnismäßig zeitig im Jahr stattgefunden hat, ein Ruhestadium durchmacht. Im Sommer ruht also die Entwicklung des Keimlings und nimmt erst wieder im Herbst ihren normalen Verlauf. So besteht durch die sehr lange Brunstzeit die Möglichkeit, daß Bärinnen, die im Frühjahr einem Bären begegnen, ebenso erfolgreich Hochzeit feiern können, wie Artgenossinnen, die erst im Sommer mit einem Bärenmann zusammentreffen.

Über den Geburtsvorgang selbst wissen wir sehr wenig. In freier Wildbahn sucht die Bärin ein Versteck auf, eine Höhle, dichtes Unterholz oder einen anderen Unterschlupf. Dieses Winterlager, das später zur Wochenstube wird, bezieht die Bärin im Oktober. Sie hat sich im Herbst, in der Zeit der Fruchternte, in der auch im Wald der Tisch für das Wild reich gedeckt ist, ein Fettränzlein angefressen. Die größte Ansammlung des gespeicherten Fettes liegt am Widerrist. Von diesem Vorrat zehren die Bären in der Zeit der Not, ohne jedoch einen echten Winterschlaf zu halten. Einen Einblick in ein solches Winterlager zu nehmen und dort gar die Geburt der Jungbären zu beobachten, ist natürlich unmöglich. Aber auch im zoologischen Garten ist es nicht leicht, einen Blick in die Wochenstube der Bärin zu werfen, denn wie viele andere Raubtiermütter nimmt auch die Bärin diese Störungen sehr übel. Es muß dann damit gerechnet werden, daß sie ihre Kinder vernachlässigt oder – weil sie sich nicht mehr sicher fühlt – auf der Suche nach einer ungestörteren Wochenstube umherschleppt, dabei verletzt und schließlich sogar auffrißt.

Neugeborene Braunbären sind kaum größer als eine Ratte und völlig hilflos. Sie müssen von ihrer Mutter mit den Tatzen zum Milchquell geschoben werden. Die ungewöhnliche Kleinheit der neugeborenen Bärenkinder führte wohl auch im Altertum zu der Annahme, daß neugeborene Bären nichts anderes als rohe Fleischstücke seien, die ihre eigentliche Gestalt erst durch das Lecken der Bärenmutter erhalten. Diese seltsame Meinung kann man noch in den naturwissenschaftlichen Büchern des Mittelalters lesen. Tatsache ist jedoch, daß die Braunbären ein Geburtsgewicht von etwa 350 Gramm haben und ihre Länge von Kopf bis Schwanz 20 Zentimeter beträgt. Ihre Augenlider sind bis zum Ende der vierten Woche verklebt und dienen, auch nachdem sie geöffnet sind, vorerst kaum der Orientierung. In der finsteren Höhle, die als Wochenstube dient, müssen sich die Jungbären vorwiegend mittels ihres Tast- und Geruchssinnes zurechtfinden. Vorläufig verlassen sie das warme Nest noch nicht, und ihre „Tagesarbeit" besteht im Saugen und Schlafen. Wer einmal Bärenkinder mit der Milchflasche aufgezogen hat, wird erstaunt gewesen sein, mit welcher Gier sich die kleinen Kerle auf die Flasche stürzen. Das Saugen ist ihnen in der Kindheit offensichtlich allerhöchstes Bedürfnis. Auch wenn die Flasche längst geleert ist, geben sie es noch lange nicht auf, und häufig kann man sie an ihren Tatzen oder am Ohr des Spielgefährten saugen sehn und hören, denn das Saugen ist mit einem Laut des Wohlbehagens verbunden.

Der Anblick eines Jungbären erweckt bei vielen Besuchern des zoologischen Gartens den Wunsch, ein solch reizendes Bärenkind als lebendiges Spielzeug mit nach Hause zu nehmen. Aber sie eignen sich gar nicht als Hausgefährten. Sie lieben es nämlich nicht, gestreichelt zu werden. Auch ihre Mutter treibt mit ihnen verhältnismäßig selten und dann nur eine flüchtige Hautpflege. Während man bei katzenartigen Raubtieren oft beobachten kann, daß sich die Artgenossen aneinander reiben oder sogar sich belecken, ist eine derartige gegenseitige Hautpflege dem Bären ungewohnt. Das dichte Unterholz seiner heimischen Wälder, das er auf der Suche nach Nahrung durchstöbert, kämmt ihm den Pelz gründlich durch. So wird man auch in den Tierkinderzoos, wo das Menschenkind mit dem Tierkind in unmittelbaren Kontakt treten kann, wohl Löwenbabys sehen, aber nie Bärenkinder. Der bereits erwähnte Peter Krott, der in den Alpen zwei Bären aufzog, machte die Beobachtung, daß er ihnen Respekt einflößen konnte, wenn er sich vor den Bärenkindern brummend aufrichtete, wie das die Bärenmutter auch tut. Vom Futter konnte er sie jedoch mit dieser Gebärde nicht vertreiben, und er erklärt dazu: „Niemals vertreibt die Bärin ihre Kinder vom Fraß! Niemals bringt sie ihren Kindern Beute, wie es andere Raubtiermütter tun. Daher können auch Bärenkinder im Zoo niemals den Wärter als ‚fütternde Mutter' anerkennen."

Aber noch aus einem anderen Grunde würden sich Bärenkinder als Untermieter des Menschen nicht eignen. Sie untersuchen nämlich mit ihren langen scharfen Krallen alle Ritzen, in der Hoffnung, dort verborgene Nahrung zu finden. Kein Möbelstück bliebe unverschont, und sie würden nicht nur aus dem Haus ausbrechen, sondern auch zu geschickten Einbrechern werden. So muß es schon bei dem Spiel mit dem Teddybären bleiben.

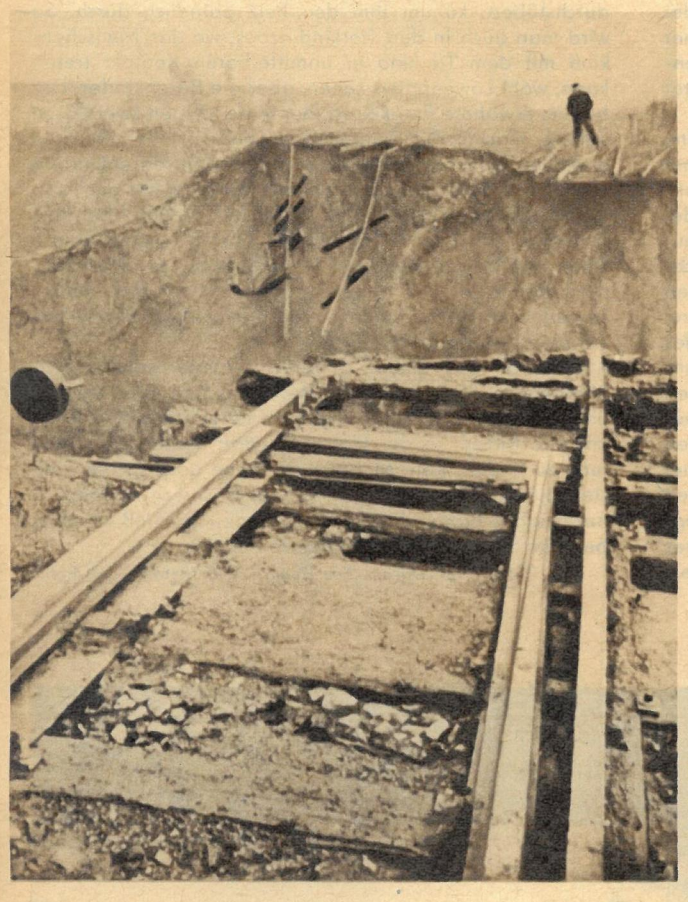
Fotos: Prof. Ullrich, Eva Honig (2), G. Berger, Zoo-Archiv

Das wohl seltenste Zootier ist der Bambusbär (links), er ist nur in Peking, Moskau und London zu sehen. In unseren Zoos finden wir am häufigsten den Braunbären, den seine Neugierde in die komischsten Situationen bringen kann (oben).

Groß und sehr unterschiedlich in Aussehen, Größe und Lebensweise ist die Familie der Bären. Das hier ist ein Nasenbär aus Südamerika, den der junge Tiergarten in Hoyerswerda seinen Besuchern zeigt.

Bis zur völligen Erschöpfung arbeiteten die Mitglieder des Rettungstrupps, der vierzehn der eingeschlossenen Bergleute aus der Erzgrube herausholte.

500 000 Kubikmeter Wasser und Schlamm stürzten von hier aus in das 100 Meter tiefe Erzbergwerk „Mathilde" der Ilseder Hütte in Lengede bei Broistedt im Regierungsbezirk Hildesheim. Die westdeutsche Nachrichtenagentur dpa log: „Die Ursache des Einbruchs ist Fachleuten ein Rätsel." Die Wahrheit: Der Klärteich war nicht wasserdicht ausbetoniert worden.



DIE ABGESCHRIE

Als die schmutzigen Wasser- und Schlammassen des aus Sparsamkeitsgründen nicht ausbetonierten Lengeder Klärteichs am 24. Oktober in die Stollen und Schächte der darunterliegenden Grube einbrachen, vierzig Bergleuten den rettenden Weg über Tag versperrend, fanden sich die Konzernherren der Ilseder Hütte noch am gleichen Tag zu einer Sitzung zusammen. Zwei Tage später wurde klar, was dort im Interesse des Profits der Grubenbarone beraten und beschlossen worden war. Am 26. Oktober erklärte Grubendirektor Stein die vierzig unter Tage eingeschlossenen Bergleute für tot. Gewissenlos wurden vierzig Menschen, wie wertlos gewordenes Inventar, abgeschrieben, denn der Konzern hatte seine diensteifrigen Kreaturen nicht nur in den sicheren Büroräumen der Grubendirektion in Lengede sitzen, sondern auch in den Dienstzimmern des Bergamtes zu Hildesheim. Der Chef des Bergamtes, Sohn eines der Lengeder Grubendirektoren, bescheinigte rasch und beflissen in einem Gutachten, keiner der in der Grube Eingeschlossenen könne noch am Leben sein. Man muß wissen, daß die Ilseder Hütte ihren buchmäßig ausgewiesenen Reingewinn innerhalb von zehn Jahren, das heißt von 1952 bis 1962, von jährlich 6,5 Millionen Mark auf 11,3 Millionen Mark gesteigert hat. Weil der Profit der Profitmacher den Profitmachern durch das Niederbringen einer Rettungsbohrung bedroht erschien, wurde die Rettungsmannschaft bereits am 1. November nach der Rettung von drei Bergleuten ins Ruhrgebiet zurückgeschickt, wo profitable Erdölfunde den Zechenherren den Einsatz von Mannschaft und Gerät nutzbringender erscheinen ließen als die Suche nach den auf Rettung wartenden Bergleuten. Deshalb wurden sie kaltherzig und gewissenlos abgeschrieben. Noch war die Rettungsmannschaft mit ihrem Gerät auf dem Rücktransport zu den Erdölvorkommen, als am 3. November Kontakt zu elf ein-

Bergmann Willi Hütter kämpfte um das Leben seiner toterklärten Kameraden: „Dort unten können noch Kumpel am Leben sein. Aber die Direktion hörte nicht auf uns."

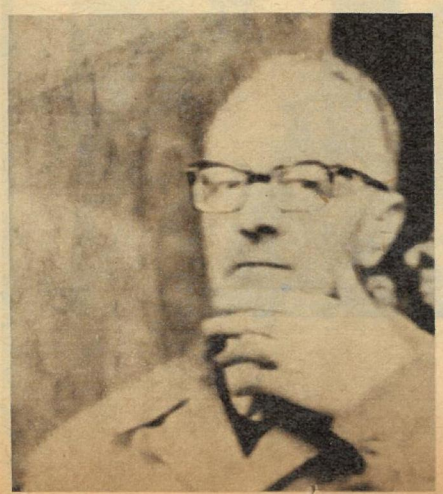
Der Rettungsbehälter aus Stahl, mit dem es gelang, die vierzehn lebenden Bergleute nach langen Tagen qualvollen Wartens auf Rettung dem Tod in der Grube zu entreißen, trotz der Meinung des Grubendirektors Stein: „Dort unten lebt keiner mehr!"

Fotos: Zentralbild, Stern (1)

Eben noch verzweifelt, nun schon halbwegs der größten Sorge enthoben, lauscht die Frau eines eingeschlossenen Bergmanns den Worten ihres Mannes von unten durch die Versorgungsbohrung.

IEBENEN VON LENGEDE

Der Mann ohne Gewissen: Grubendirektor Stein, der aus Profitsucht zweimal – entgegen den Forderungen der Kumpel – die Suche nach den Überlebenden der Katastrophe einstellen ließ.



geschlossenen Bergleuten hergestellt wurde. Die Rettungsmannschaft kehrte um. Am 7. November gelang es ihr, die elf Kumpel ans Tageslicht zu holen.

Die Geschichte des Bergbaues kennt kein ähnlich drastisches Beispiel von Gewissenlosigkeit profithungriger Bergherren. Im Aufsichtsrat der Muttergesellschaft der Ilseder Hütte sitzt der Nachfolger Globkes im Bundeskanzleramt, Dr. Ludger Westrick, ein nazistischer Wirtschaftsführer und Vertrauensmann des Kriegsverbrechers Göring. Deshalb wurden alle Hinweise der Kumpel, wo nach Eingeschlossenen gesucht werden müsse, in den Wind geschlagen. Denn als an jenem 3. November aus der Tiefe der Notruf von weiteren elf Verschütteten kam, war kostbare Zeit verlorengegangen.

Deshalb wurden erst nach vierzehn Tagen Qual und Verzweiflung die elf nach oben geholt, ans Licht, das sie nicht wiedergesehen hätten, wäre nicht die Solidarität ihrer Kameraden stärker gewesen als die Gewissenlosigkeit und Gewinnsucht der Konzernherren, denen ein Strich durch die Rechnung gemacht wurde.

Auf ihrer Rechnung waren die lebend Geborgenen genau so abgeschrieben wie die Toten, die noch darauf warteten, ins Grab gesenkt zu werden. Es wird sich noch herausstellen, ob die Toten von Lengede ertrunken oder verhungert sind. Was die Obduktion auch ergeben mag, die Schuld der Konzernherren bleibt die gleiche. Sie hat ihre Ursache im hemmungslosen und skrupellosen Profitstreben, das im wahrsten Sinne des Wortes über Leichen geht. Um so heller erstrahlt das Licht der Solidarität der Arbeiter, der die Geretteten das Leben verdanken. Die westdeutsche Arbeiterklasse muß sich darüber klarwerden, daß nach Lengede mehr verschwinden muß als ein gewissenloser Grubendirektor Stein. Verschwinden muß das System, das die Gewissenlosigkeit infolge seiner Profitsucht naturnotwendig zeugt. Willy Forner

ZU UNSEREM TITELBILD:

INGEBORG NASS

Am sichersten trifft man Ingeborg Naß sonnabends nachmittags im Fernsehstudio, wenn die „Tele-BZ" vorbereitet wird. Das heißt, sehen kann man sie da, doch zu langen Gesprächen ist keine Zeit. „So eine ‚heiße Sendung' (zu deutsch Originalübertragung) erfordert unbedingte Konzentration aller Beteiligten!" erzählt sie uns später, als alles vorbei ist. „Auch was leicht und heiter gesendet werden soll, will erst erarbeitet sein." Eine schüchterne Anfrage von wegen „Routine" wird entrüstet zurückgewiesen. „Wo denken Sie hin? Das wäre der Tod des Kabaretts und überhaupt aller dramatischen Kunst! Natürlich erleichtert eine lange Berufserfahrung die Arbeit, aber grundsätzlich müssen jede Szene und auch das kleinste Lied gründlich durchdacht werden, um alle Ausdrucksmittel entsprechend Thema und Situation ausspielen zu können. Nein, für routinemäßig Runtergeleiertes würde sich das Publikum schön bedanken – wir übrigens auch; das macht doch keinen Spaß!" Ob es denn überhaupt Spaß macht, wollen wir wissen. „Natürlich, sonst würde ich doch nicht mitmachen. Kabarett ist bei uns mehr als Rumgehopse. Wir haben doch ein Ziel und im Falle ‚Tele-BZ' sogar eine sehr wichtige Aufgabe. Im politisch-moralischen Sumpf Westberlin gehen wir auf Jagd und nehmen die großen und kleinen Gauner aufs Korn, eben mit kabarettistischen Mitteln." Und woher nimmt man die? Also fragen wir Ingeborg Naß, wie sie Kabarettistin wurde. „Bin ich ja gar nicht!" trumpft sie auf, „ich bin Schauspielerin." Ihr Weg unterscheidet sich zunächst nicht von dem vieler theaterbesessener junger Menschen: Als ganz junges Mädchen Lehrzeit am Staatstheater Dresden (mit Verehrung nennt sie Alfons Mühlhofer), Engagements an kleineren Bühnen, schließlich in Berlin Arbeit beim Rundfunk (die sie auch heute noch nicht aufgegeben hat). Mehr zufällig gerät sie in eine der ersten kabarettistischen Fernsehsendungen, aber sie gefiel, und ihr gefiel's auch; die Schauspielerin hatte die ihr am meisten zusagende Form gefunden, dem Publikum eine Aussage nahezubringen. Trotzdem will sie sich durch einen Typ nicht „einengen" lassen und spielt deshalb auch gern in anderen Sendungen und an der Volksbühne. „Aber ohne solide schauspielerische Ausbildung könnte ich das nicht, sie ist die Grundlage auch fürs Kabarett. Nehmen Sie unsere ‚Tele-BZ' mal unter die Lupe, da sehen Sie am besten, was von uns alles verlangt wird!" Einverstanden, liebe Ingeborg Naß, wir berichten demnächst über die schwere Arbeit der leichten Muse.

Fotos: Buschmann (2), DFF

Mit einem Partner wie Manfred Raasch gelingen auch schwierige Szenen in unglaublich kurzer Zeit.

Es ist nie ein Fehler, wenn ein Schauspieler singen kann (umgekehrt übrigens auch nicht). Ingeborg Naß braucht's nicht nur in der „Tele-BZ" (unten links im Duett mit Sergio Günther), sie führt uns (im gegebenen Falle mit Rolf Herricht, unten rechts) damit auch „Von Melodie zu Melodie".

INTERVIEW MIT DEM Tode

TATSACHENBERICHT VON BERNT KARGER-DECKER

Werner Forßmann, Assistenzarzt bei Sanitätsrat Dr. Schneider in Eberswalde bei Berlin, wollte sich mit den herkömmlichen Methoden der Herzuntersuchung, wie sie noch zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts üblich waren, nicht zufriedengeben. Sein Gedanke war, einen dünnen, biegsamen Katheter von der Ellenbogenvene aus in die Herzkammer zu lancieren. Doch als er seinen Chef um die Erlaubnis bat, diesen Versuch an sich selbst ausführen zu dürfen, lehnte Dr. Schneider ab und verbot Forßmann dieses Wagnis. Schneider empfahl statt dessen Versuche an Tieren, aber dazu fehlten dem Assistenzarzt sowohl die Mittel als auch die Räumlichkeiten. So überredete Forßmann seinen Freund Dr. Romeis, ihm bei dem heiklen Experiment behilflich zu sein. Gemeinsam trafen die Freunde eines Abends die Vorbereitungen, die Sonde glitt auch unbeschadet ein ganzes Stück in Richtung Herz, doch als Forßmann plötzlich von einem Hustenanfall befallen wurde, zog Romeis erschrocken den Katheter wieder heraus.

Schwester Gerda wird überlistet

Werner Forßmann war nun klar, daß er nicht auf fremde Hilfe, nicht einmal auf die seines besten Freundes, bauen durfte. Aber deswegen aufgeben, da er sich doch nahe dem Ziele wußte? Mühelos hatte die Sonde sich bis in den Bereich des Schlüsselbeins rücken lassen, ohne daß die Venenklappen das Vordringen behindert hätten; den Rest des Weges, bis zur Bastion des Lebens, würde der Gummischlauch, darauf vertraute Forßmann nach wie vor, mit gleicher Leichtigkeit zurücklegen.

Allerdings mußte er, fortan ganz auf sich allein gestellt, sorgfältig erwägen, wie er sich selbst einen Zugang zur Vene beibringen konnte. Anstelle der früheren Punktion würde er sich mit der einen freien Hand die Vene durch Einschnitt eröffnen; das dürfte ihm unter örtlicher Betäubung gelingen! Diesmal hatte er das Wochenende für sein Wagnis ausgewählt, da er annahm, zu dieser Zeit am ehesten ungestört arbeiten zu können.

Unauffällig huschte er um die Mittagsstunde in den Operationssaal. Doch dummerweise befand sich die Operationsschwester Gerda Ditzen darin, mit dem Aufräumen des Instrumentenschranks beschäftigt.

„Was wollen S i e denn hier?" fragte sie ihn gedehnt, „zu solch ungewöhnlicher Zeit?"

Forßmann bat sie, ihm eine Spritze und ein Lokalanästhetikum bereitzulegen. Sie tat es und verließ dann den Raum, erschien jedoch nach wenigen Minuten wieder in der Tür, da ihr Forßmanns erster, nicht zum Abschluß gelangter Selbstversuch wie auch das Verbot des Chefs bekannt waren.

„Hab ich's doch geahnt!" schalt sie, als sie den Assistenzarzt bei der Injektion des Betäubungsmittels in seinen Arm antraf. „Wenn Sie nicht sogleich aufhören, werde ich es dem Sanitätsrat melden!"

Alle Beschwichtigungsversuche prallten an ihr ab. Aber Schwester Gerda wußte auch, daß Forßmann, der Fanatiker, wenn er den Versuch heute unterließe, ihn morgen oder übermorgen doch unternehmen würde.

Also lenkte sie ein und griff zu weiblicher List: Wenn der Versuch so harmlos sei, wie er sage, dann solle er ihn doch an ihr vollziehen! Das wäre sicherlich nicht so umständlich wie ein Eigenversuch. Und wenn wirklich etwas Unliebsames geschähe, dann könne er als Arzt ihr jedenfalls besser helfen als sich selbst.

Daß er darauf nicht gekommen sei! entgegnete Forßmann nach kurzem Überlegen. Er bat die Schwester, sich auf den Operationstisch zu legen.

Kaum hatte sie es getan, schnallte Forßmann sie fest, so daß sie sich nicht fortbewegen konnte, ritzte sich vor ihren Augen mit dem Skalpell die Ellenbogenvene an, führte den millimeterdünnen Gummischlauch mit der Rechten in das offene Blutgefäß ein und schob ihn ohne Hast vor – zehn, zwanzig, dreißig Zentimeter. Spielend einfach wie beim ersten Mal glitt die Sonde den Venenkanal entlang, wiederum nur von einem prickelnden, dabei nicht unsympathischen Wärmegefühl begleitet. Dann allerdings tauchte in der Schlüsselbeingegend, mit zunehmendem Wärmegefühl, der bekannte Hustenreiz auf, der seinen Freund und Helfer Dr. Romeis beim ersten Versuch so erschreckt hatte, daß er die Nerven verlor und eigenmächtig das glücklich Begonnene abbrach.

Werner Forßmann indessen, den Husten lediglich auf eine Reizung des Vagusnervs, eines Hauptastes des vegetativen Nervensystems, zurückführend, schob die Sonde unbekümmert weiter hinein: vierzig, fünfzig, sechzig, fünfundsechzig Zentimeter.

Dann stockte sie. Forßmann wähnte die Spitze im Herzen angelangt und schnallte Schwester Gerda los, die ein bitterböses Gesicht aufgesetzt hatte. „Laufen Sie geschwind zu Schwester Eva!" befahl er ihr. Sie sollte das Röntgengerät zur Aufnahme vorbereiten!

„Doktor Romeis soll kommen!"

Den entblößten linken Arm mit der darin steckenden Sonde unter einem keimfreien Tuch verbergend, mit der rechten Hand das Katheterende haltend, ging Forßmann durch zwei lange Korridore zur Treppe, die zum Röntgenkeller hinabführte. Dort benutzte er nicht etwa den Fahrstuhl, sondern stieg – welche Gelassenheit! – mit dem Fremdkörper im Lebenszentrum die zahlreichen Stufen hinunter.

„Schalten Sie den Apparat ein!" sagte er, hinter den Durchleuchtungsschirm tretend, zur Röntgenschwester. Diese, nicht ahnend, daß sie in den nächsten Augenblicken Zeugin eines medizingeschichtlichen Ereignisses werden würde, erschrak fast zu Tode, als sie die Sonde in Forßmanns Brust erblickte.

Sie mußte dem tollkühnen Assistenzarzt einen Spiegel vor das Leuchtbild halten, damit auch er sich ansehen konnte, wie der sich scharf abzeichnende Gummischlauch den Arm aufwärts, unter dem Schlüsselbein hinweg in den oberen Brustraum und in einem Bogen weiter ins rechte Herz schlängelte.

„Doktor Romeis soll kommen!"

Dieser, nach wenigen Minuten außer Atem herbeistürzend und nicht minder als Schwester Eva beim Anblick des gespenstischen Bildes erschrocken, mußte sogleich mehrere Aufnahmen als Beweismaterial anfertigen und auch den Tatbestand protokollieren. Erst nachdem die Filme entwickelt waren und er sich persönlich überzeugt hatte, daß wenigstens eine Röntgenphotographie gelungen war, entfernte Forßmann den Katheter wieder aus seinem Körper.

Er hatte die „Festung Herz" gestürmt, entgegen allen Vorurteilen, allen Mahnungen und Warnungen der Koryphäen der Medizin, entgegen den Befürchtungen seines Chefs und seines Freundes Romeis! Ein neues Zeitalter der Chirurgie würde anheben, wenn die Ärzteschaft von seinem gelungenen Experiment erführe! Nun würde er ganz gewiß die entbehrte Förderung für weitere entscheidende Experimente bekommen!

In dieser Hoffnung veröffentlichte er in der „Klinischen Wochenschrift" vom 5. November 1929 einen ersten Bericht, worin er nicht nur die von ihm erfundene Methode der Herzkatheterisierung sowie die dabei eingetretenen Reizerscheinungen eingehend schilderte, sondern auch deren schmerz- und gefahrlose Durchführbarkeit betonte.

„Eine Verletzung der Venenwand und damit die Gefahr der Gerinnung oder Thrombosebildung halte ich bei der spielend leichten Beweglichkeit der gutgeölten Sonde für ausgeschlossen", schrieb er. „Es sind ja genügend Fälle bekannt, bei denen selbst ein monatelanges Verweilen von Fremdkörpern im Herzen keine Störungen auslöste . . ."

Sachen für den Zirkus!

Wenn Werner Forßmann jedoch geglaubt hatte, die Tore zu einer Universitätsklinik, an der er wissenschaftlich weiterarbeiten könnte, würden sich ihm auf Grund seines in der „Klinischen Wochenschrift" erschienenen Versuchsberichtes von selbst öffnen, so täuschte er sich! Kein Hahn krähte nach ihm. Vielleicht mag manchen Chefchirurgen eine gewisse Furcht davon abgehalten haben, sich um Forßmann zu bemühen: Wer weiß, was einer, der sich nicht scheut, das Herz anzutasten, mit den Patienten anzustellen imstande ist!

Selbst Professor Ferdinand Sauerbruch, dessen Erfindung des Druckdifferenzverfahrens Operationen im Brustraum überhaupt erst ermöglichte, hatte zeit seines Lebens eine unüberwindliche Abneigung gegen Eingriffe am Herzen und hielt sie nur in äußersten Notfällen für erlaubt, nämlich wenn, wie er 1937 feierlich auf einem Londoner Chirurgenkongreß erklärte, „Herzfehler zu schweren Krankheiten geführt haben".

Darum fühlte auch er einiges Mißbehagen gegen den jungen Doktor Forßmann, dem

Vor den Augen der Schwester ritzte Forßmann sich die Ellenbogenvene an.

Illustration: Karl Fischer

INTERVIEW MIT DEM Tode

es rein zufällig gelungen war, von Eberswalde aus eine Assistentenstelle bei ihm, in der weltberühmten Charité, zu erhalten. Voller Zuversicht war der Famulus nach Berlin, seiner Vaterstadt, gereist; er wollte sich das Vertrauen des Meisters erringen, der allein ihm die akademische Laufbahn ebnen könnte.

Doch allzubald sollten seine schönen Träume zerrinnen. Ein Radaujournalist, der auf Schleichwegen von Forßmanns heroischem Selbstversuch am Eberswalder Krankenhaus gehört haben mußte, veröffentlichte kurz nach dessen Übersiedlung an die neue Wirkungsstätte in dem übelbeleumundeten Hugenberg-Blatt „Nachtausgabe" einen Sensationsbericht mit dem aufreizenden Titel: „HELDENTAT EINES JUNGEN ARZTES – DIE SONDE IM HERZEN!"

Wer die Moralanschauungen der Mediziner kennt, weiß, daß es einem Arzt nicht gestattet ist, in der Zeitung für sich zu werben, noch dazu auf solch marktschreierische Art, wie es hier geschehen war. Professor Sauerbruch schenkte Forßmanns Beteuerungen, den Artikel nicht in die Tagespresse gebracht, nicht einmal etwas davon geahnt und niemals einem Reporter ein Interview gegeben zu haben, einfach keinen Glauben.

Außerdem – jetzt rückte er damit heraus – erachtete er Forßmanns eigenen Bericht in der „Klinischen Wochenschrift" nicht als wissenschaftlich korrekt, da er darin einen Hinweis auf eine im Jahre 1905 vom Berliner Forscher Professor Bleichröder unternommene Lebersondierung mit einem von der Beinvene eines Hundes aus vorgeschobenen Katheter vermißte. Sauerbruch hatte damals eine Assistentenstelle an der Breslauer Klinik des genialen Magen-Darm-Chirurgen von Mikulicz-Radecki bekleidet und war, gleich allen Ärzten jener Tage, tief beeindruckt von Bleichröders Experiment gewesen. Forßmann hätte nach Sauerbruchs Auffassung von exakt wissen-

Der Erfinder des Herzkatheters: Doktor Werner Forßmann.

schaftlicher Arbeit darauf stoßen müssen und es nicht unerwähnt lassen dürfen.

Einem Betrüger also, wie er vermeinte, wollte er nicht länger seine Unterstützung gewähren. Schon gar nicht seine Hoffnungen auf eine Dozentur nähren!

„Mit derartigen Methoden habilitiert man sich in einem Zirkus, nicht an einer anständigen Klinik!" schrie er den an den Mißlichkeiten gänzlich unschuldigen Forßmann an.

Ein Schuß Jod-Natrium

Unter den gegebenen Bedingungen mußte Werner Forßmann einsehen, daß an der Berliner Charité sein Weizen niemals blühen würde. Arg enttäuscht kehrte er nach Eberswalde, in das kleine Provinzkrankenhaus mit seinen zweihundertfünfzig Betten, zwei chirurgischen Abteilungen und einer internen zurück, wo Sanitätsrat Dr. Schneider ihn mit offenen Armen wieder aufnahm. Die Arbeit half ihm schneller, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre, über die durch Sauerbruch erlittene Demütigung hinweg.

Und nach wenigen Monaten begann er erneut, sich mit den Fragen des Herzkatheterismus zu befassen; denn noch stand er ja erst am Anfang seiner Experimente. Bisher hatte er nur Gewißheit darüber gewonnen, daß man das Herz ungestraft berühren dürfe, und hatte einen gangbaren Zufahrtsweg zu ihm für Medikamente und Kontrastmittel ausfindig gemacht.

Zu klären blieb noch, ob das Herz auch Kontrastmittel, die ihm für eine Röntgenaufnahme nicht tropfenweise wie eine Arznei, sondern in einem Schub zugeleitet würden, verkraften könne. Noch immer reichte sein Gehalt nicht für den Ankauf von Versuchstieren, so daß er sich genötigt sah, auch dieses weit schwierigere Problem durch einen Selbstversuch zu lösen. Hatte er seinen ersten Selbstversuch trotz der Bedenken und Mahnungen seines Chefs und seines Freundes Doktor Romeis für harmlos gehalten, so war er sich diesmal durchaus eines gewissen Risikos bewußt. Eine Sonde ließ sich bei einem Alarmzeichen des Organismus rasch aus dem Herzen entfernen, nicht aber das eine beträchtliche Druckerhöhung im Herzen bewirkende Kontrastmittel; es verblieb im Kreislauf. Wie würden die überaus reizempfindlichen Nervenendigungen des Herzens darauf reagieren? Würde es diesmal zu einem Schock kommen?

Ist der neue Selbstversuch wirklich notwendig? fragte Forßmann sich. Er bejahte die Frage. Er fühlte sich zu dem Wagnis berufen, um auch der Herzchirurgie die segensreiche Röntgendurchleuchtung und Röntgenphotographie dienstbar zu machen. Augenblicklich vermochte man mit Hilfe der Röntgenstrahlen nur die äußeren Umrisse des Herzens zu sichten; durch die Adern wie ganz allgemein durch das Herzinnere gingen die Strahlen ungehindert hindurch. Wenn es jedoch möglich würde, die Hohlräume des Herzens mit einer Flüssigkeit zu füllen, die den Röntgenstrahlen den Durchtritt versperrte, so würden sich die Herzkammern schattenhaft auf dem Röntgenschirm abzeichnen, was für die Erkenntnis der Herzanatomie eines Patienten und der Strömungsrichtung des Blutes sehr wichtig wäre.

Aus der Reihe der strahlenundurchlässigen Flüssigkeiten hatte Forßmann eine Jod-Natrium-Lösung ausgewählt, die bei Röntgenaufnahmen besonders scharfe Kontrastdarstellungen ergibt. Wiederum hatte er sich der Assistenz seines Freundes Romeis versichert, der die Röntgenapparatur bedienen sollte.

Nachdem Werner Forßmann sich ohne Zwischenfall, unter den bekannten geringfügigen Störungen, dem gelinden Brennen und Hüsteln, die Sonde ins Herz manövriert hatte, spritzte er zunächst probeweise fünf Kubikzentimeter Jod-Natrium ein. Das Herz ließ es sich gefallen. Dadurch die letzten Bedenken über Bord werfend, injizierte er geschwind, unter hohem Druck also, weitere zwanzig Kubikzentimeter der Kontrastflüssigkeit. Gleichzeitig machte Doktor Romeis mit einer Zwanzigstelsekunde Belichtung eine Nahaufnahme. Es trat währenddessen bei Forßmann ein Schwindelgefühl auf, das aber, wie Forßmann in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift" mitteilte, unverzüglich wieder schwand. Lediglich ein schwacher Schnupfen, der den Geschmack etwas beeinträchtigte, machte sich in den nächsten beiden Tagen bemerkbar, bis die Nieren das Jodsalz ausgeschieden hatten.

Die große Gefahr

Schon glaubte Werner Forßmann sich am Ziel. Befriedigt hatte er die Sonde wieder aus dem Körper gezogen. Er kleidete sich an, während Doktor Romeis den Röntgenfilm entwickelte.

Aber die Aufnahme, die er vor Ungeduld nicht schnell genug in die Hand bekommen konnte, um an ihr seinen Erfolg abzulesen, wurde für ihn zu einer niederschmetternden Enttäuschung. Denn nur die aus der rechten Herzkammer tretende Lungenschlagader zeichnete sich deutlich ab, wogegen das Herz nach wie vor den Augen des Betrachters so gut wie verborgen blieb. Das Herz hatte das Kontrastmittel rascher in den Blutkreislauf befördert, als die veraltete Röntgenapparatur des Eberswalder Krankenhauses zu arbeiten vermochte.

Um klare Herzaufnahmen zu erhalten, brauchte er also ein modernes Röntgengerät. Das war ihm noch am ehesten zugänglich, da er aus seiner kurzfristigen Assistentenzeit bei Sauerbruch an der Charité einen ihm schon damals gutgesinnten Oberarzt, Professor Willi Felix, kannte, der, inzwischen zum leitenden Chirurgen am Städtischen Krankenhaus Berlin-Neukölln avanciert, ihn die dortige Apparatur benutzen ließ.

Mit einem Motorrad brauste Forßmann allabendlich nach Dienstschluß dorthin, um ganze Versuchsreihen mit günstigeren, nicht so rasch abwandernden Kontrastmitteln anzustellen. Dazu bedurfte er etlicher Versuchstiere, da er seinem eigenen Organismus ja nicht beliebig oft Chemikalien zuführen konnte. Vom Munde sparte er sich das Geld für die benötigten Hunde und Kaninchen ab; doch ach – die Vierbeiner vertrugen die Strapazen nicht. Die Kaninchen verendeten zumeist während der Injektion der Kontrastflüssigkeit, die Hunde kamen bisweilen mit dem Schrecken davon.

Jetzt erst ging Werner Forßmann ein Licht auf, in welcher Gefahr er bei seinen Selbstversuchen – insgesamt neun – geschwebt hatte! Sich zurückbesinnend, gesteht er zwanzig Jahre später: „Hätte ich gleich zu Anfang die Mittel besessen, um Versuchstiere zu verwenden, wäre es nie zum Versuch am Menschen gekommen. Ich hätte angesichts der Mißerfolge bei Tieren wahrscheinlich aufgegeben und nicht gewußt, daß die Empfindlichkeit des Menschen gegen Kontrastmittel um vieles geringer ist als die des Tieres!"

Eine neuerliche Bestätigung übrigens dafür, daß sich aus Tierexperimenten gewonnene Erfahrungen nicht in jedem Falle und vollgültig auf den Menschen anwenden lassen, wie umgekehrt die Ergebnisse von Humanversuchen nicht immer für Tiere gelten, daß also jeder ärztliche Selbstversuch sorgfältig vorbereitet und nur unter klinischer Leitung gewagt werden darf.

So verlangt es die sozialistische medizinische Forschung. Weder in unserer Republik noch in irgendeinem anderen Lande des sozialistischen Lagers brauchte Forßmann, wenn er heute als Eberswalder Assistenzarzt seine Versuche zu vollbringen hätte, ganz auf sich allein gestellt, unter Todesgefahr, zu arbeiten. Er wäre innerhalb eines gesamtverantwortlichen Teams mit einem staatlichen Forschungsauftrag betraut worden, hätte ausreichend staatliche Geldmittel zur Verfügung gehabt, um sein Vorhaben, wie es sich für einen ernsthaften Wissenschaftler geziemt, schrittweise, von Versuchen an Leichen über Tierversuche, zum heroischen Selbsteinsatz unter bestmöglichem kollegialen Beistand durchführen zu können.

Keine Hand rührt sich!

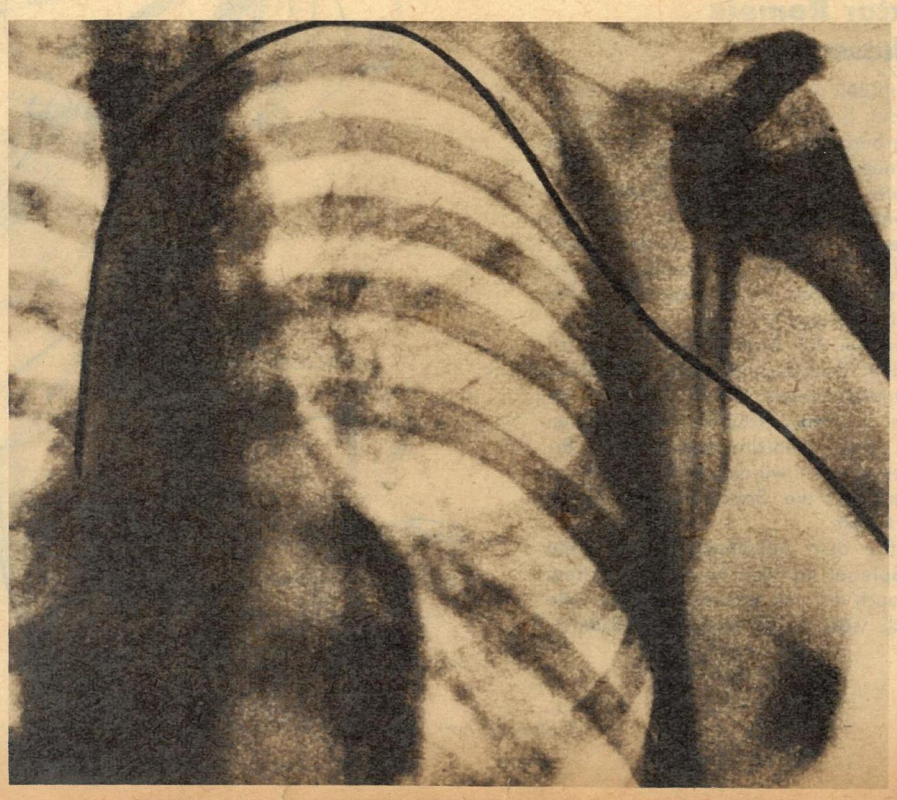
Werner Forßmann mußte sich sehr beeilen, um noch rechtzeitig zum bevorstehenden Chirurgenkongreß, im April 1931, mit einem positiven Ergebnis seiner Versuche aufwarten zu können. Eine geeignete, auch für ein Hundeherz verträgliche Kontrastlösung hatte er synthetisiert; es fehlte, da die moderne Neuköllner Röntgenapparatur für seine Zwecke noch immer zu langsam arbeitete, nur mehr eine Schirmbild-Kino-Kamera; mit der er Aufnahmen von behenden Bewegungsabläufen im Körper erzielen konnte. Ein privates Röntgeninstitut nahe dem Potsdamer Platz in Berlin besaß solch wunderbares Gerät, aber – eine einzige Reihenaufnahme kostete die für einen unbemittelten Assistenzarzt horrende Summe von einhundertfünfzig Reichsmark.

Was half es? Wohl oder übel mußte Forßmann seinen Notgroschen anreißen; und endlich, nach vielen sorgenvollen, fast entmutigenden Monaten des Experimentierens hielt er den ersten Röntgenkontrastfilm von einem Hundeherzen in Händen!

Das bedeutete wahrhaftig eine Sensation, nicht geringer als einst die Erfindung der Röntgenphotographie selbst, als die erste Herznaht, die erste Magenresektion, die erste, von Professor Sauerbruch durchgeführte, Operation im Brustraum mit Hilfe der Unterdruckkammer.

Fortsetzung folgt

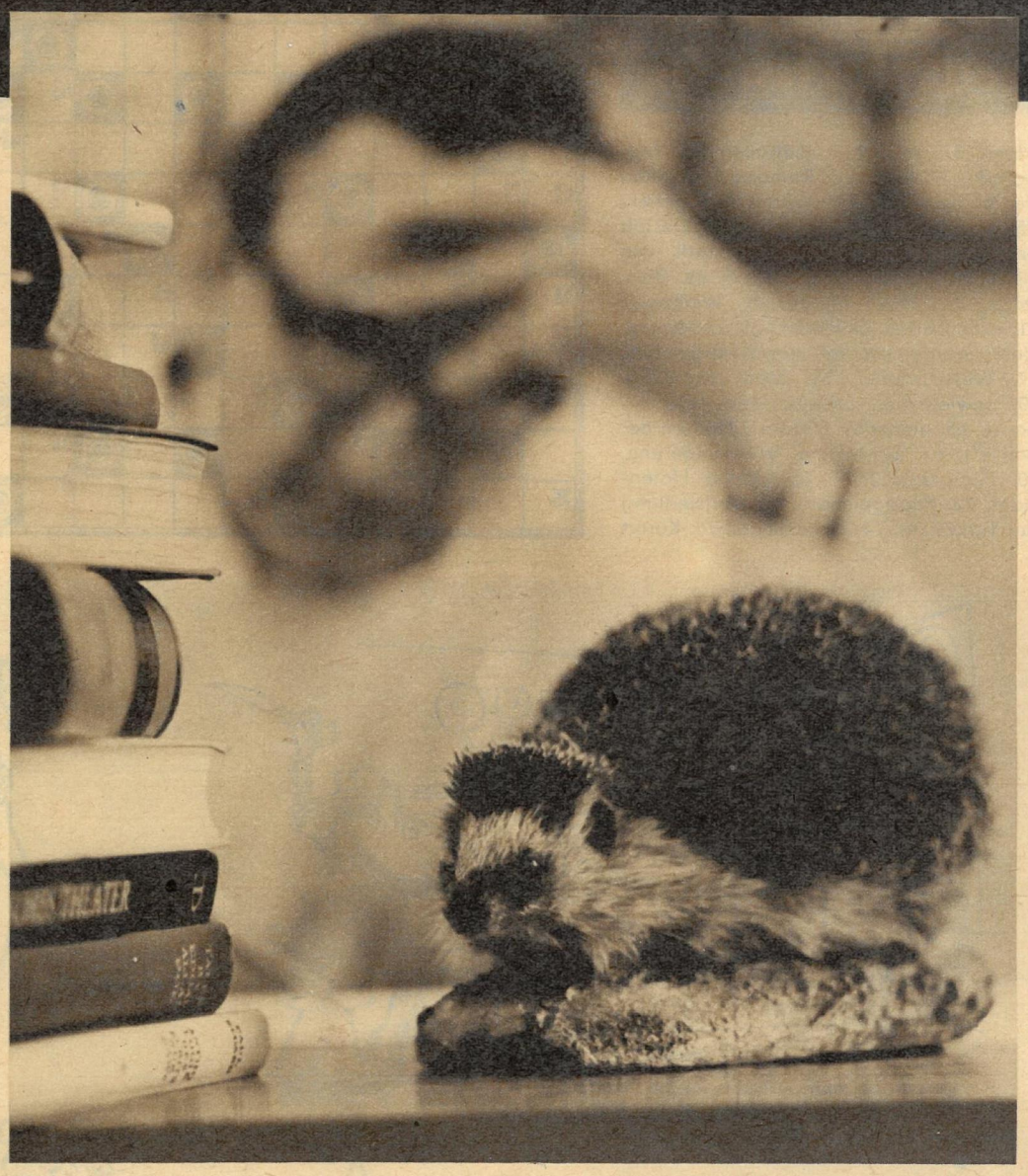
Die Sonde in Forßmanns Brust: Diesen ersten Versuch im Jahre 1929 ließ er in einer Röntgenaufnahme festhalten.



FÜR DEN BRIEFMARKEN-SAMMLER (I)

SIEG FÜR DIE WALDAMEISE

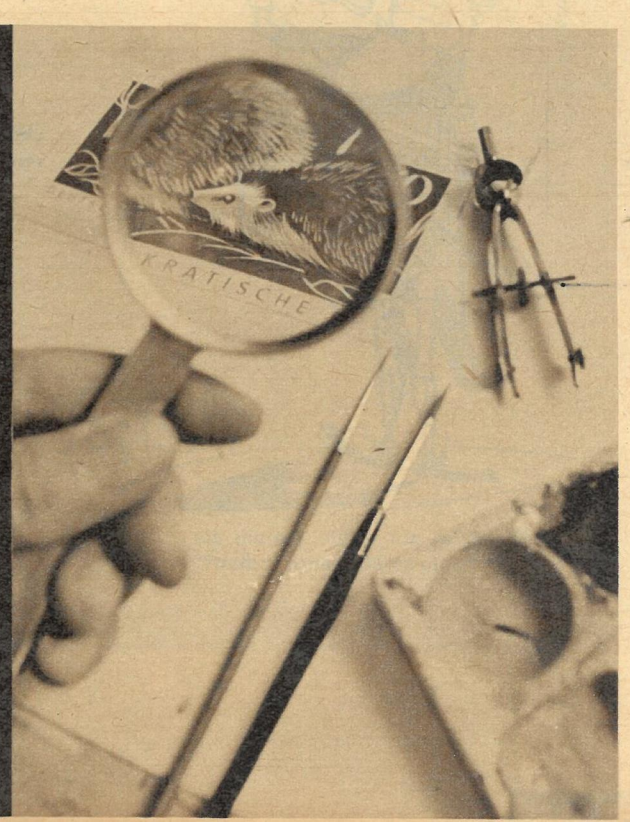
Kennen Sie den Unterschied zwischen einer normalen mausgrauen Maus und einer Spitzmaus? Der wesentlichste Unterschied: Eine Spitzmaus ist gar keine richtige Maus! Sie ist ein äußerst nützliches Tierchen, wiegt durchschnittlich 12 Gramm und verarbeitet in ihrem „Schlangenmagen" riesige Mengen Ungeziefer. In 88 Tagen fraß eine Test-Spitzmaus zum Beispiel 3733 Mehlwürmer, 4 Engerlinge, 3 Frösche und 1 Maus. Ob sie danach noch einen 89. Tag erlebte, kann der Dresdner Grafiker Horst Naumann (55 Jahre) nicht sagen. Darüber stand nichts in der einschlägigen Spitzmaus-Literatur! Horst Naumann besitzt noch nicht sehr lange derartig fundamentale biologische Kenntnisse. Vor zwei Jahren erhielt er seinen ersten Auftrag von unserem Postministerium. Zwei Briefmarken mit Tiermotiven zum 100. Geburtstag des Dresdner Zoo. Anschließend gestaltete er die Serie „Nützliche, geschützte Tiere unserer Heimat". Unter diesen Briefmarken ist eine dem gefräßigen Tierchen Soricidae, zu deutsch Spitzmaus, gewidmet. Vor der ersten flüchtigen Skizze beschäftigt sich der Grafiker Naumann intensiv mit den Lebensgewohnheiten und der Anatomie des darzustellenden Tieres. Denn diese kleinen grafischen Kunstwerke mit den riesenhaften Auflagen müssen nicht nur künstlerisch wertvoll, sondern selbstverständlich inhaltlich richtig sein. Das verlangt sehr viel vom Gestalter. Horst Naumann mußte zum Beispiel für seine „Rote Waldameise" fünf Entwürfe liefern, erst im letzten Entwurf stimmten die mikroskopisch feinen Zeichnungen in den Flügeln. Für diese Mühe erhielt er später ein schönes Lob: Die Briefmarkensammler erklärten die „Waldameise" zur schönsten Briefmarke des Jahres 1962. Schon an vierter Stelle stand eine andere Marke aus seiner Serie „Geschützte Tiere": die Fledermaus. Horst Naumann kam erst auf Umwegen zur Briefmarke. Vorher war er vor allem als Plakatgestalter bekannt; mit seinen schönen Zooplakaten erwarb er sich viele Freunde.



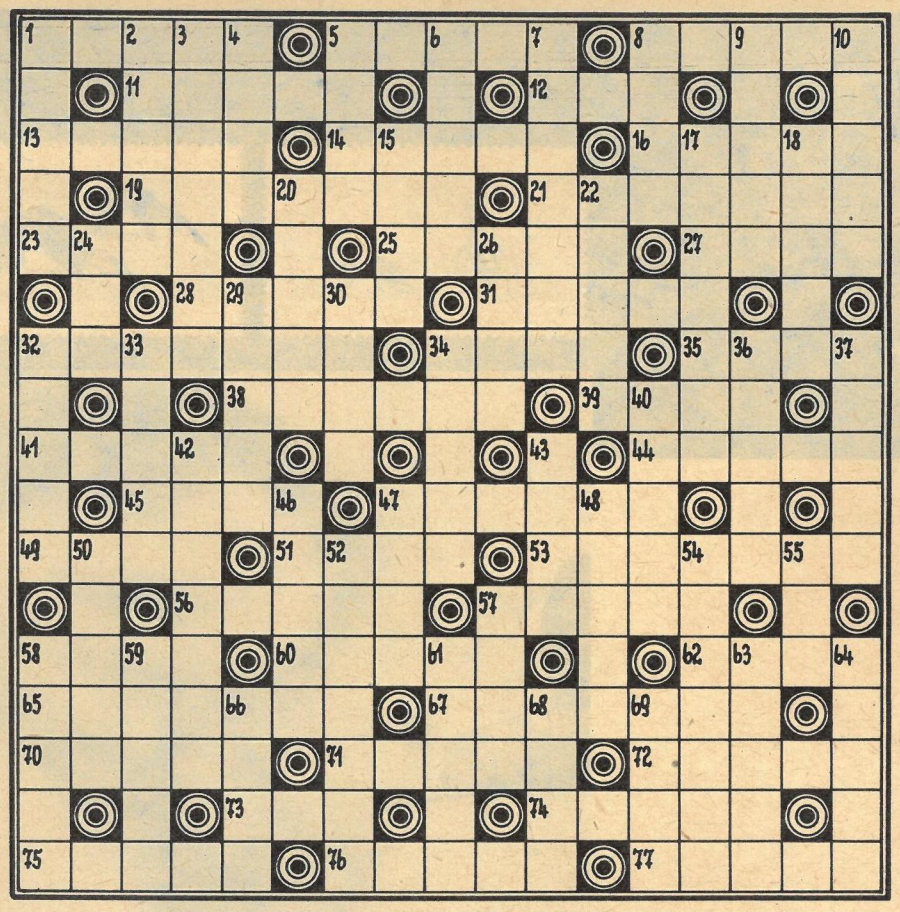
Studienobjekt Igel. Vor dem Druck des ersten Briefmarkenbogens begutachten Fachleute die Entwürfe. Ratgeber für Tiermarken ist unter anderen der Direktor des Berliner Tierparkes, Professor Dr. Dathe. Wie kritisch die Motivsammler urteilen, bewiesen lange Diskussionen in der Fachzeitschrift „Sammler-Expreß" – zum Beispiel über das braune und das weiße Mauswiesel von Horst Naumann. Die Briefmarkensammler nennen die Gegenstände ihrer Leidenschaft „kleinste Visitenkarte eines Staates". Das verpflichtet zu großer Sorgfalt, zu hoher künstlerischer und drucktechnischer Qualität.

Wenn die Skizzen vor den kritischen Augen der Gutachter bestanden haben, zeichnet Horst Naumann Druckvorlagen im Verhältnis 1:5. Dabei muß er sich an strenge Gesetze halten. Die Grundfarben – zum Beispiel grün für den Zehnpfennig- und rot für den Zwanzigpfennigwert – müssen bestehenbleiben. Auskunft über mögliche Variationen innerhalb der Grundfarben gibt der Musterbogen der Wertpapierdruckerei.

Fotos Buschmann



KREUZWORTRÄTSEL

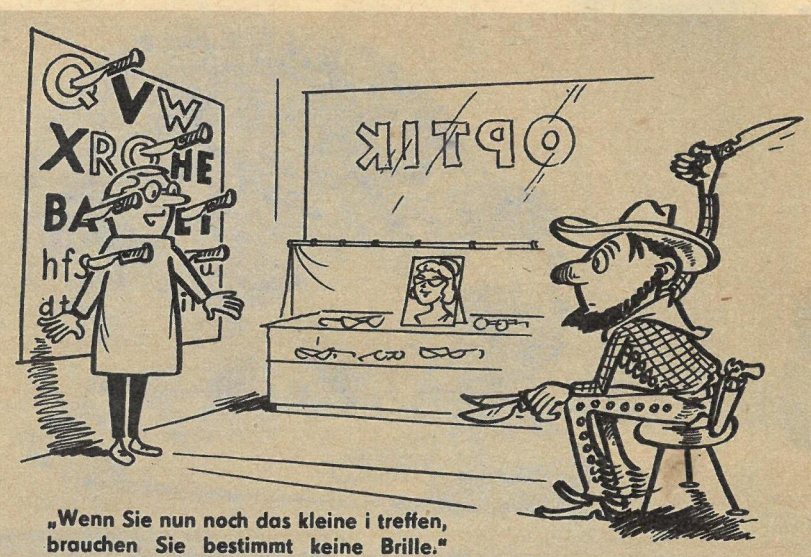


Waagerecht: 1. niedere Keimzelle, 5. Nagetier, 8. Hauptstadt von Marokko, 11. Titelgestalt bei Andersen Nexö, 12. skandinavische Währungseinheit, 13. Kurort in der Schweiz, 14. Mahlzeit, 16. Frauenname, 19. Vorrichtung an der Drehbank, 21. Sportlehrer, 23. Lebenshauch, 25. Lobrede, 27. nordische Heldenliedersammlung, 28. Gipfel in den Berner Alpen, 31. deutscher Bildhauer des Neubarocks, 32. Autor des Romans „Im Garten der Königin", 34. Hafenstadt in Algerien, 35. Wertloses, 38. feiner Spott, 39. Gestalt bei Shakespeare, 41. Hauptstadt von Tibet, 44. musikalischer Begriff, 45. Brutstätte, 47. zähes Metall, 49. Werkzeug, 51. islamitischer Gelehrter, 53. Zerlegung, Untersuchung, 56. Teil des Elektromotors, 57. Westeuropäer, 58. Staat der USA, 60. sowjetischer Schwarzmeerkurort, 62. Sache, 65. deutscher Dichter („Nathan der Weise"), 67. Zerstörung, Wertminderung, 70. Hausvorbau, 71. japanische Hafenstadt, 72. Papageienart, 73. Dorfsiedlung der Turkvölker, 74. Finkenvogel, 75. Kurort in Oberitalien, 76. Gefäß, 77. Heidepflanze.

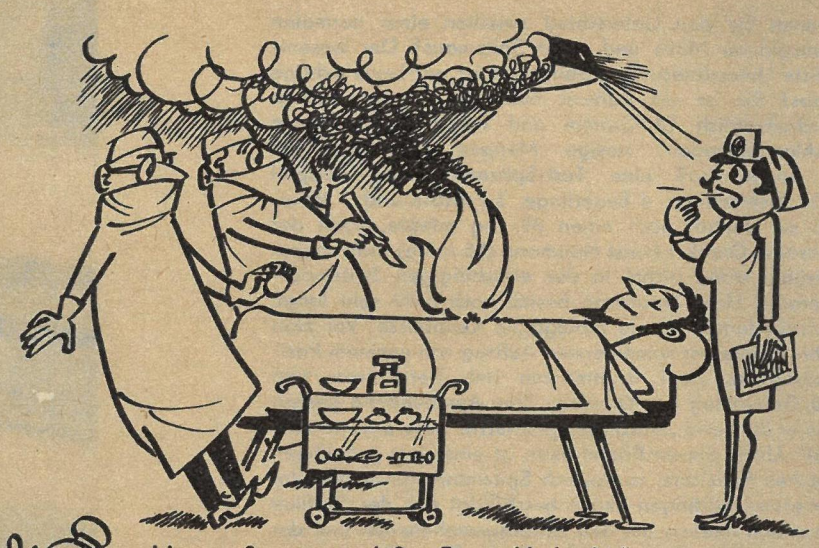
Senkrecht: 1. Oper in Mailand, 2. Stadt in Südwestpolen, 3. Zusammenfassung, Übersicht, 4. Begeisterung, 5. Gartennutzfläche, 6. Stadt in der Schweiz, 7. deutscher Physiker († 1923), 8. Fluß im Krainer Karst, 9. Feuersbrunst, 10. Papstkrone, 15. forstwirtschaftliches Raummaß, 17. Hauptort eines Schweizer Halbkantons, 18. französischer Maler und Grafiker († 1916), 20. Aalgabel, 22. Vorschrift, Richtschnur, 24. Getränk, 26. Holzblasinstrument, 29. Epos von Homer, 30. Liebesgott, 32. Weltrekordlerin im Hochsprung, 33. nachlässige Umgangssprache, 34. Pelzart, 36. ungarischer Epiker (Toldi-Trilogie), 37. Hunderasse, 40. Aufsehen, 42. Schwimmpflanze, 43. Singvogel, 46. Riese, Kraftnatur, 47. Verpackungsgewicht, 48. weiblicher Vorname, 50. Narkosemittel, 52. Angehöriger eines asiatischen Volksstammes, 54. deutscher Bildhauer († 1940), 55. Nebenfluß der Wisla, 57. Schiffsaufbau, 58. rauchende Schwefelsäure, 59. bulgarischer Donauzufluß, 61. geistliches Lied, 63. See in Finnland, 64. unabhängige afrikanische Republik, 66. Staat in Vorderasien, 68. Kopfschmuck, 69. Brettspiel.

HANS TETZNER

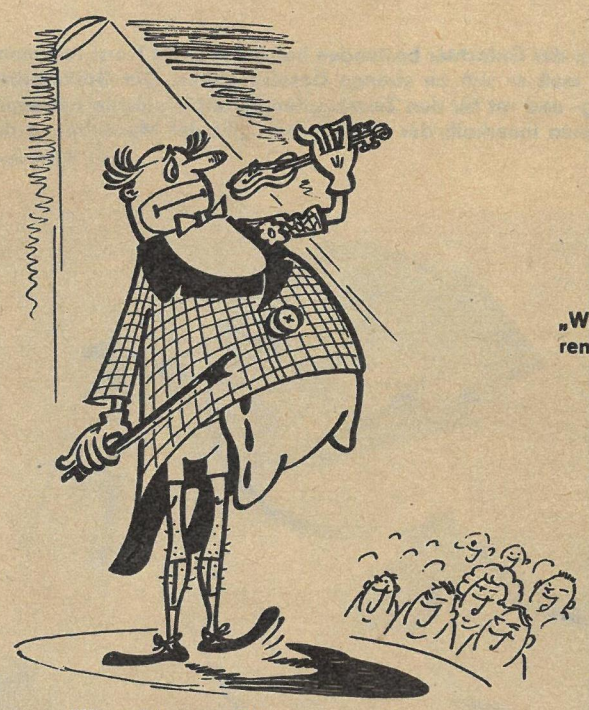
Allez hop(pla)!



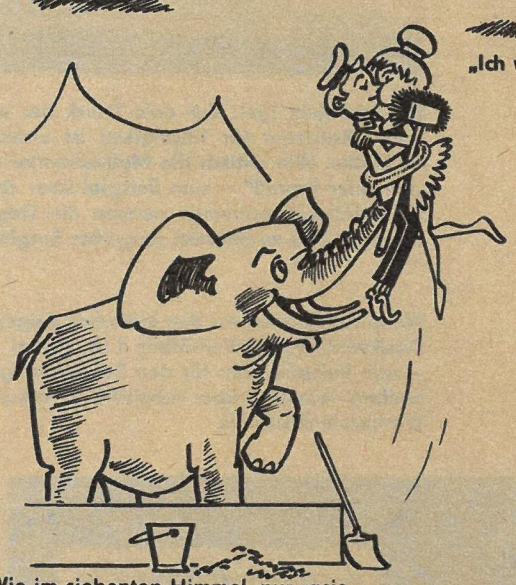
„Wenn Sie nun noch das kleine i treffen, brauchen Sie bestimmt keine Brille."



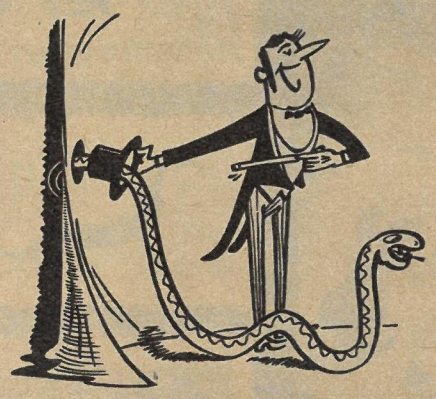
„Ich vergaß zu sagen, daß er Feuerschlucker ist."

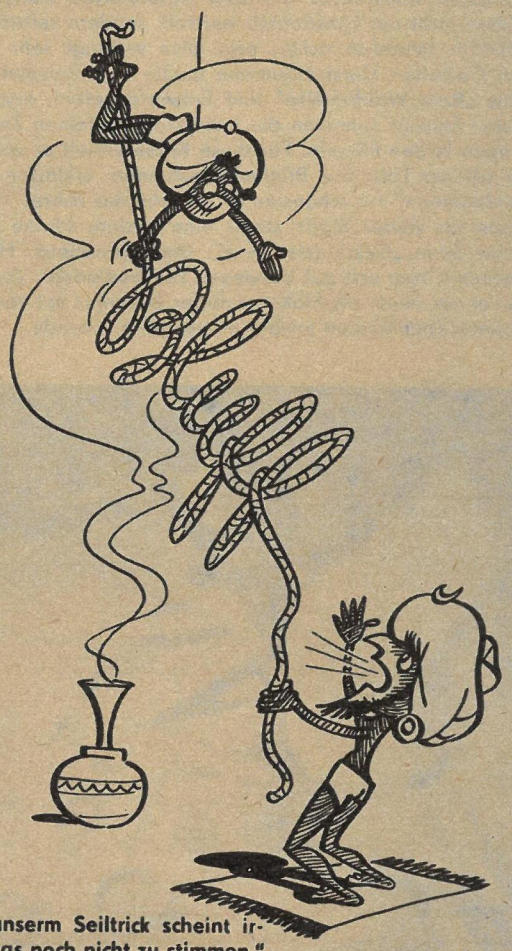


„Wenn ich nur wüßte, warum die Leute heute so über mich lachen?"



„Wie im siebenten Himmel, nur rasieren müßtest du dich besser, Franzel!"





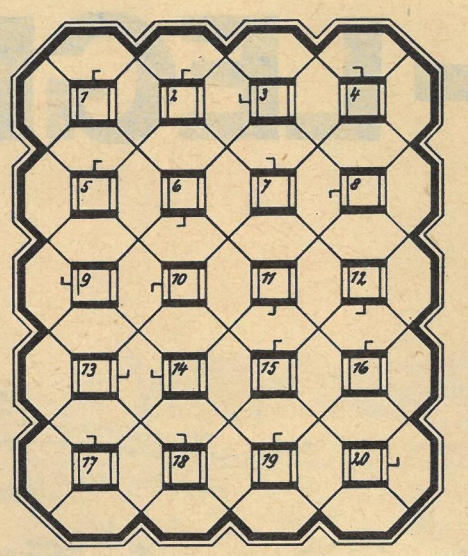
„Mit unserm Seiltrick scheint irgendwas noch nicht zu stimmen."

WABENRÄTSEL

Die Wörter beginnen im Zahlenfeld und verlaufen in der angegebenen Richtung:

1. Stadt an der Riviera, 2. deutscher Schriftsteller („Nackt unter Wölfen"), 3. eine der Kleinen Sundainseln, 4. Tafelgemälde, 5. Gewässer, 6. Fehllos, 7. Kampfbahn, 8. altrömische Schutzgeister, 9. Glasfluß, 10. Halbinsel in Vorderasien, 11. Stadt in der Türkei, 12. Ungezogenheit, 13. Raubvogel, 14. Landschaft in Rumänien, 15. Teil des Mittelmeeres, 16. Bewohner einer Volksrepublik, 17. Schiffbaubetrieb, 18. oberbayrisches Dorf, 19. Stern im Sternbild Orion, 20. juristischer Begriff.

Die Anfangsbuchstaben ergeben – fortlaufend gelesen – eine organisierte Form der Initiative der Werktätigen in der DDR.



SILBENRÄTSEL

a a a a an an an ar ban bast ber biet brück chow chur dak dat de de de de deich del den der di druck du e e e e ei ein el el em er eu eu ex fir ga ge ge ge geb gel ger grant graph grim he hei hid hoch hoe i i i il in in it ka kin knecht la le len len li li lind ling lit lo lo lo lö lot lu ma mi mi mo na na natz ne ne ne ne ney ni nies nis non nor on os pe pe pel ran re re ree rei rheu ri ries rin ro ry sam scho se se see sei seis sel si stanz sten stoi strie stroy strut sub te tel ten ter the ti ti ti ti tik tol un ve vi wa we wen wi wurm wurz zahn ze

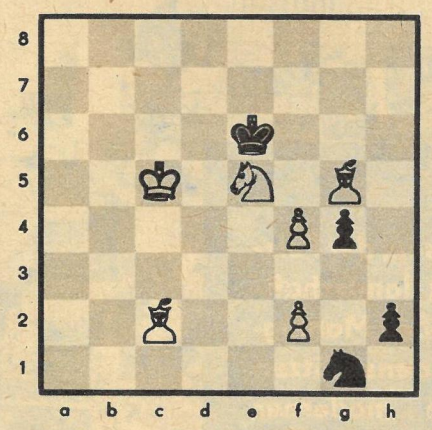
Es sind fünfzig Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, abwärts gelesen, ein Zitat von Schiller ergeben.

1. Spinnenart, 2. Kunststoff, 3. Fabeltier, 4. Wiesenpflanze, 5. giftiger Strauch, 6. russischer Dichter („Anna Karenina"), 7. Staat der USA, 8. Nebenfluß der Saale, 9. Südfrucht, 10. Gesamtheit der Fabrikbetriebe, 11. Bergkette in den St. Gallener Alpen, 12. Ostseeinsel, 13. Meßgerät, 14. Aufgabe, Beispiel, 15. Schlingpflanze, 16. Verschlußstreifen, 17. Nebenfluß der Elbe, 18. Weinsorte, 19. griechische Friedensgöttin, 20. Schriftsteller und Kabarettist († 1934), 21. Rogen des Störs, 22. afrikanisches Horntier, 23. ostfriesische Insel, 24. österreichischer sozialkritischer Lustspieldichter († 1862), 25. Muse der Tonkunst, 26. Metallschmucktechnik, 27. ukrainisch-sowjetischer Schriftsteller („Der stille Don"), 28. Stadt in Niedersachsen, 29. das Bleibende, Wesentliche, 30. Sinnestäuschung, 31. Schauspiel von Lessing (zwei Wörter), 32. meteorologischer Begriff, 33. Normannen, 34. Entschlußkraft, 35. Vergleichsgrößen, 36. Unterrichtslehre, 37. Wolf in der Tierfabel, 38. Auswanderer, Flüchtling, 39. Jahrbücher, 40. giftiges Hahnenfußgewächs, 41. Wagenteil, 42. Resultat, 43. Schiffahrtsunternehmen, 44. Forstschädling, 45. Quellnymphe, 46. Ölpflanze, 47. Stadt in Iran, 48. Gliederreißen, 49. Oper von Weber, 50. Stadt in Schleswig-Holstein.

Läufer-Rundlauf

In dem 1959 erschienenen Buch „Problemschach", Band 2, beschreibt Herbert Grasemann den nachstehenden Zehnzüger wie folgt:

St. Schneider
1. Preis „Deutsche Schachzeitung" 1956



Matt in zehn Zügen

„Äußerlich betrachtet, einen phantastischen Läufer-Rundlauf, in der gedanklichen Gliederung eine großartige Staffelung direkter Vorpläne mit dem Ziel, den Bg4 gratis zu verspeisen, umschreibt die amüsante Lösung:

1. **La4! Kf5** 2. **Ld7† Ke4** 3. **Le8 Kf5** 4. **Lg6† Ke6** 5. **Lh5 Kf5** 6. **Lg4:†! Ke4** 7. **Ld1 Kf5** 8. **Lc2† Ke6** (von der Rundreise zurück, pion perdu) 9. **f5† Ke5:** 10. **f4 matt!–"**

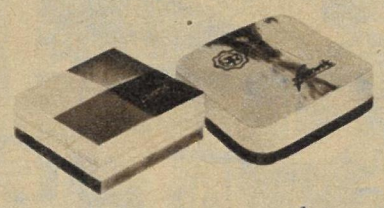
(Der Hauptplan 1. f5†!? Ke5: 2. f4† scheitert an gf: e.p.) – Begeistert ruft H. Grasemann aus: „Zeigt das den Partiespielern, damit auch sie einmal sehen, wie schön Schach sein kann!"

RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 46

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Kreis, 4. Alant, 8. Wetter, 12. Gemüse, 18. Enter, 19. Heer, 20. Adana, 21. Elba, 22. Areal, 25. Liste, 26. Inhalt, 28. Retina, 29. Marmelade, 31. Montag, 33. Ebert, 35. Ende, 37. Anis, 38. Nest, 40. Egel, 42. Genf, 43. Mantel, 45. Barett, 47. Elemi, 49. Ecke, 50. Etui, 51. Itala, 53. Eisleben, 56. Esel, 58. Kern, 59. Terni, 61. Kabel, 63. Ding, 65. Kalla, 67. Anton, 69. Teil, 70. Eloge, 72. Enns, 73. Gier, 74. Arras, 77. Ferkel, 79. Rebus, 81. Sorte, 84. Rute, 86. Reife, 88. Taberne, 90. Aras, 92. Stern, 94. Sprit, 96. Trense, 98. Soda, 99. Beton, 101. Koton, 103. Rega, 104. Delos, 107. Ekzem, 108. Tatar, 110. Leon, 112. Onkel, 114. Liane, 116. Kiwi, 117. Aporie, 119. Anita, 120. Elend, 122. Tael, 124. Libanon, 127. Donau, 129. Ekel, 131. Hades, 132. Rigel, 134. Gitter, 136. Umbra, 138. Aloe, 140. Peru, 141. Argon, 142. Iasi, 143. Falle, 146. Emden, 148. Lear, 150. Einer, 153. Kegel, 155. Akte, 157. Anna, 159. Sabotage, 161. Laute, 163. Rebe, 165. Span, 166. Niete, 167. Engels, 169. Graben, 171. Test, 173. Ritt, 176. Reep, 177. Pein, 178. Alse, 180. Terek, 183. Reiter, 185. Hellegatt, 189. Altena, 190. Akelei, 191. Stola, 192. Meter, 193. Kaul, 194. Insel, 195. Fest, 196. Rispe, 197. Magnet, 198. Kleber, 199. Ernst, 200. Nomen. – Senkrecht: 1. Kram, 2. Ewer, 3. Selene, 4. Atlas, 5. Leid, 6. Arsenal, 7. Themse, 8. Wein, 9. Ernte, 10. Trage, 11. Rate, 12. Gare, 13. Energie, 14. Matte, 15. Senefelder, 16. Elan, 17. Cape, 23. Rabat, 24. Amati, 27. Hagel, 30. Lilie, 32. Otter, 34. Biene, 36. Dekan, 39. Erato, 41. Leba, 43. Merkur, 44. Null, 45. Bann, 46. Tinte, 48. Leber, 52. Trasse, 54. Sierra, 55. Eklat, 57. Stoff, 58. Kansas, 60. Enge, 62. Leser, 64. Gelatine, 66. Leutnant, 68. Tarn, 71. Geest, 75. Rest, 76. Arena, 78. Körner, 80. Ehre, 82. Orel, 83. Tessin, 85. Usbeke, 87. Inka, 89. Bede, 90. Aden, 91. Rakete, 93. Totila, 95. Polonium, 96. Triangel, 97. Egoist, 100. Emil, 102. Oran, 105. Elen, 106. Oleum, 109. Tube, 111. Oise, 113. Kader, 115. Ader, 118. Porree, 121. Laune, 123. Alaska, 125. Idol, 126. Aspekt, 128. Organ, 130. Kairo, 131. Hefe, 133. Lingen, 135. Tarantella, 137. Banat, 139. Liege, 144. Allee, 145. Laus, 147. Dieb, 149. Erpel, 151. Isere, 152. Eber, 154. Genre, 156. Tegel, 158. Antenne, 160. Titel, 162. Alphorn, 163. Range, 164. Beute, 168. Gerste, 170. Riemen, 172. Stein, 174. Irene, 175. Tiefe, 177. Plast, 178. Anke, 179. Saum, 181. Rast, 182. Kalk, 184. Tier, 186. Elis, 187. Atem, 188. Tran.

Silbenrätsel. 1. Artikel, 2. Unkosten, 3. Chanson, 4. Dialekt, 5. Erdkunde, 6. Rarität, 7. Goethe, 8. Enveloppe, 9. Nitroglyzerin, 10. Itzehoe, 11. Aktivist, 12. Leipzig, 13. Sassafras, 14. Theater, 15. Emblem, 16. Morgan, 17. Azeton, 18. Nisami, 19. Neandertaler, 20. Wawilow, 21. Ufer, 22. Ratgeb, 23. Distichon, 24. Eierstab, 25. Vibraphon, 26. Observatorium, 27. Neapel, 28. Sadoveanu, 29. Enthusiast, 30. Infeld, 31. Neogen, 32. Errata, 33. Rietschel, 34. Myriwilis, 35. Ukelei, 36. Tadshikistan, 37. Tenor, 38. Elefant, 39. Rorschach, 40. Grotewohl, 41. Embargo. – „Auch der genialste Mann wurde von seiner Mutter geboren, der er oft das Beste, was er besitzt, verdankt."

Eine Super-Luxusseife, nur in der modernen eleganten Geschenkpackung zu 2 und 3 St. erhältlich.



VEB Decenta-Werk Döbeln.

Wieder so ein Ding mit Pfiff (18) von Willy Moese (nach einer Leseridee). Senden Sie die Antwort auf einer Postkarte (Kennwort „Ding mit Pfiff") bis zum 29. November 1963 an Redaktion Zeit im Bild, Dresden A 19, Spenerstraße 21. Vielleicht gehören Sie zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten.

Ding mit Pfiff (14): Eine Schnecke frißt am Fliegenpilz. Natürlich ließen wir auch die Antworten „Schnecke unterm Fliegenpilz" gelten. Je einen Buchpreis erhielten: Maximilian Bittroff, Vetschau-Spreewald; A. Richter, Dresden A 41, Karl-Stein-Straße 4b; Elke Möhring, Gera, Kaimberg Nummer 41.

KANADA – LEGENDE

Kanada – Land der Baumriesen, der Pelztiere und der Farmen: Mit landschaftlichen Schönheiten von großer Mannigfaltigkeit, Reichtum an Bodenschätzen und herrlichen Ansichten moderner Städte verlocken Prospekte und andere Veröffentlichungen zum Besuch und zur Einwanderung ins Land. Ich bereiste Kanada, lernte seine Menschen und ihre Sorgen kennen.

zb

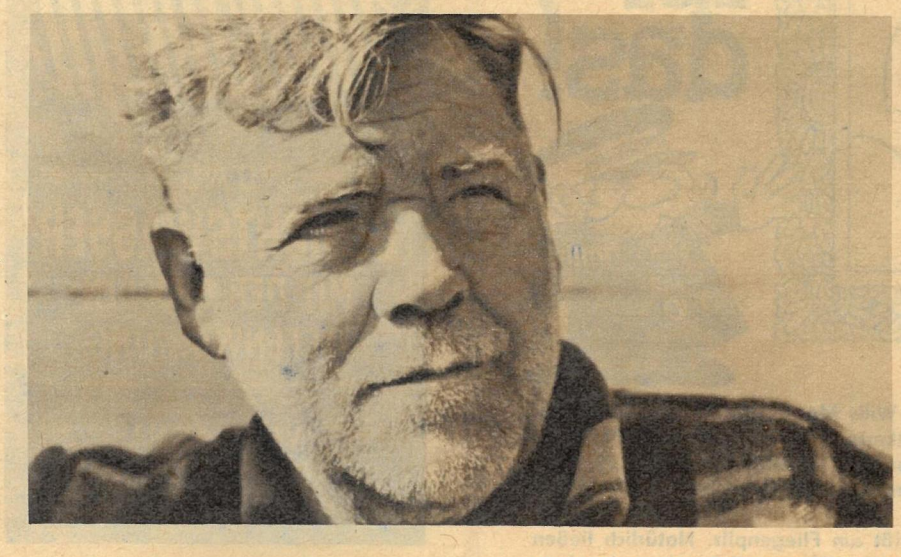
BERICHT VON CARLOS

Mit dem Namen Kanada verbindet der „Wissende" außerhalb der Landesgrenze die Vorstellung über ein Gebiet, in dem Milch und Honig fließen, über ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Für viele Menschen aus dem von Kriegen und Nachkriegselend heimgesuchten Europa wurde es zum Inbegriff der Zukunft und persönlichen Perspektive. Der Einwanderer, der heute noch Holzfäller ist, morgen aber schon Dollarmillionär sein kann, wurde eine Art legendäre Gestalt.

Die Illusion ist, wie immer, perfekt. Doch der kanadische Alltag zerstört dieses Traumbild.

In den Jahren 1945 bis 1957 haben sich fast 1 700 000 Menschen aus über 40 Ländern in Kanada niedergelassen. Das Land brauchte Menschen. Der zweite Weltkrieg brachte ein Anwachsen der Industrie. Die Einwanderer konzentrieren sich seitdem auf Arbeit in der Stadt. Hinzu kommt, daß die Arbeits- und Lebensbedingungen auf dem Lande weit weniger günstig sind als in den Industriegebieten. Im Jahre 1956 arbeiteten von Kanadas 5 674 000 Erwerbstätigen 1 436 000 in der verarbeitenden Industrie, im gleichen Jahre beschäftigte die Landwirtschaft – einst Kanadas größter Erwerbszweig – nur noch 794 000 Arbeitskräfte. Diese tendenziöse Entwicklung hält bis zum heutigen Tage an. Die wich-

Einer, der nicht zur Ruhe kommt: der Landarbeiter Albert Leiske aus dem Bundesstaat Alberta. Der heute 65jährige ist der Sohn von Einwanderern aus Württemberg. Noch fünf Jahre harter Arbeit harren seiner, bevor er sich zur verdienten Ruhe setzen kann. Erst mit 70 Jahren beginnen in diesem gelobten Land die Rentenzahlungen!



Es ist nicht alles Gold, was glänzt: Bar jeglicher Illusionen sind die Straßen und Stadtviertel, die abseits der neonglitzernden Avenuen liegen. Mietshäuser in der Rue D-Youville in Montreal. Laster und Krankheiten wohnen eng beieinander. Mancher Einwanderer, der sich Luftschlösser baute, landete hier. Oben: Montreal, die größte Industriestadt Kanadas.

UND WIRKLICHKEIT

tigsten Wirtschaftszweige des Landes sind mit über 90 Prozent vom USA-Kapital durchdrungen. Auf Schritt und Tritt begegnet man dem Diktat der Monopolpreise. Kanada ist aber auch im zunehmenden Maße auf die Vereinigten Staaten als seinen besten Kunden angewiesen. Früher nahm einmal Großbritannien zwei Drittel der kanadischen Exportgüter ab; als aber nach dem zweiten Weltkrieg das englische Pfund nicht mehr in Dollar konvertierbar war, ging dieser Handel zurück. 10 Jahre nach dem Kriege exportierte Kanada 70 Prozent seiner Erzeugnisse in die USA und nur noch knapp 20 Prozent nach Großbritannien. Umgekehrt bezieht es heute etwa 75 Prozent seiner gesamten Importe aus den Vereinigten Staaten und nur noch etwa 10 Prozent aus Großbritannien. Veränderungen in der Wirtschaft der USA würden sich also in Kanada augenblicklich bemerkbar machen.

Trotz der Größe des Landes bei geringer Einwohnerzahl und trotz seiner natürlichen Reichtümer existiert in Kanada ständig die Geißel der Arbeitslosigkeit. Es ist keine Seltenheit, daß über Nacht Tausende von Arbeitern ohne einen Cent Ausgleich oder Unterstützung infolge Auftragsrückgangs auf die Straße gesetzt werden. Das jüngste Beispiel dafür lieferte die „Canadian Car". Hier verloren 5000 Arbeiter und Angestellte ihren Arbeitsplatz infolge der Niederkonkurrierung durch die amerikanische „General Electric". Ausgerüstet mit den modernsten Maschinen, wird heute das Werk zum Verkauf angeboten.

Für die Einwanderer ist es nicht leicht, sich in das Leben ihrer neuen Heimat einzuordnen. In der Landwirtschaft treffen sie gegenüber den Industriearbeitern wesentlich schlechtere Arbeitsbedingungen an. So werden beispielsweise die Landarbeiter nicht von der Arbeitslosenversicherung erfaßt. Es besteht für sie auch keine Arbeitszeitgesetzgebung. Die Härte des Konkurrenzkampfes verringert die sozialen Leistungen. Die Familienfarmen werden mehr und mehr von den ökonomisch stärkeren Großfarmen verdrängt. Demzufolge ist auch die Zahl der Betriebe in jüngster Zeit systematisch zurückgegangen. 1951 gab es im Lande 623 000 Farmen, heute sind es nur noch 515 000.

Auch die Lebensbedingungen in der Stadt und in den Industrieprovinzen, vornehmlich in Ontario und Quebec, sind für den kanadischen Arbeiter und Angestellten, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, hart, sehr hart. Wenn auch durch den Kampf der Gewerkschaften relativ bessere Arbeitsbedingungen anzutreffen sind als auf dem Lande, so wird hier absolut das Tagesgeschehen durch den Kampf um den Dollar bestimmt. Der Job bestimmt die augenblickliche Kasse. Eine hektische Geldjagd hat die Menschen ergriffen. Das rentenfähige Alter setzt aber erst mit Vollendung des 70. Lebensjahres ein, wobei noch ein zehnjähriger Aufenthalt im Lande nachgewiesen werden muß.

Was wäre Kanada ohne Eishockey? Es ist die beliebteste Sportart in dem 9,8 Millionen Quadratkilometer großen Land. Der Überlieferung nach sollen schon die Ureinwohner Kanadas, die Indianer, ein eishockeyähnliches Spiel gehabt haben.

Von einer echten Nationalitätenpolitik ist das Land ebenfalls weit entfernt. Die beiden Hauptsprachgruppen, die englisch und französisch sprechenden Bevölkerungsteile, die vorwiegend in der Provinz Quebec vertreten sind, stehen sich erbittert gegenüber, und nicht selten finden nationalistische Tendenzen ihren Ausdruck in offenen Terrorakten mit Bomben und Dynamit. So konnte ein Sprengstoffattentat auf den britischen Fernsehsender in Montreal erst in letzter Minute verhindert werden.

Wenn auch dem kanadischen Wähler zum neuen Parlament die „Bündnisverpflichtung" für die NATO nach allen Regeln der Demagogie schmackhaft gemacht wurde, so wissen doch große Teile der Bevölkerung, daß die atomare Aufrüstung nicht ihren Interessen dient und die innenpolitischen Probleme, vor denen das Land steht, auch weiterhin ungelöst bleiben.

So unermeßlich reich das Land an Boden- und Naturschätzen ist (links kreisförmige Schollen aus Baumstämmen, die auf ihren Abtransport warten), so bescheiden lebt der Großteil der Bevölkerung: Mietkasernen in der St. Pierre in Montreal.

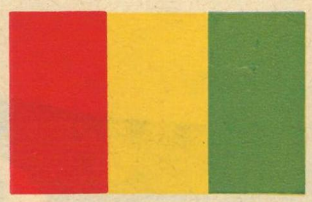
Fotos: Autor (2), Archiv (3), Zentralbild

Niemand ahnt etwas von der Problematik dieser neuerbauten Klinik weit im Inneren Guineas, wenn er die langen Reihen wartender Frauen am Eingang sieht.

MITARBEITER HORST KÄUBLER:
ERLEBTES AFRIKA (5)

Die Geburt im Busch

Als die neugebaute Maternité – die Frauenklinik von Télimélé – ihre Türen zum ersten Male öffnete, dachte keine werdende Mutter daran, hierher zu kommen, obwohl die Station mitunter nur Schritte von ihren Hütten entfernt lag. Erst die Mitglieder des Frauenkomitees mußten von Hütte zu Hütte gehen, mit den Mädchen und Frauen sprechen und ihnen die Vorteile erklären. So tief hat der Kolonialismus seine Spuren in Guinea hinterlassen, daß ihnen Ärzte und moderne Geräte völlig fremd waren und verständlicherweise Abneigung gegen die moderne Medizin bestand. In Wochen persönlicher Aussprachen haben die Mitglieder des Frauenkomitees diese Abneigung gebrochen. Natürlich ging es nicht ohne Kompromisse. Die Frauen, die ihre Betten unmittelbar neben den mit dünner Gaze verhangenen Baby-Körbchen haben, bestanden auf die tägliche Verpflegung von ihren Angehörigen. So kommen frühmorgens, mittags und abends Männer und Kinder mit Schüsseln zu den Frauen in die Klinik. Das mag die Hygiene beeinträchtigen. Aber dieses Zugeständnis, wer weiß, wie lange es nötig sein wird, ist denkbar klein, wenn man in Betracht zieht, welchen Durchbruch das Frauenkomitee erzielen konnte. Denn sichtbar geht die entsetzliche Kindersterblichkeit zurück, die einmal in diesem Lande, als es noch Kolonie war, Rekordhöhen verzeichnete.

Mittelpunkt afrikanischen Lebens: Die Märkte.

Vielerorts beginnt sich das Gesicht Guineas zu verändern.